

# Nowosibirsk-Krasnojarsk-Abakan-Kyzyl 2007

Im Juli 2002 waren wir mit unseren Nowosibirsker Freunden, ihrem Schwiegersohn und ihrer Tochter, die damals noch nicht ahnte, dass sie zwei Jahre später Drillingen, drei Buben, das Leben schenken würde, nach Abakan gereist, um von dort in die Republik Tuwa oder, wie die Einheimischen sagen: Tyva, zu gelangen. In Abakan hatten uns Bekannte Andrejs, des Schwiegersohns, dringend von der Reise abgeraten. Niemand könne dort für das Leben von Touristen garantieren, es kämen Raubmorde vor, man sei fremdenfeindlich eingestellt.

Wir liessen uns überzeugen und die Weiterreise bleiben.

Seither waren Vreni und ich aus verschiedenen Gründen nicht mehr nach Sibirien gereist. Langsam ergriff allerdings das Heimweh nach den Weiten und Eigenheiten dieser Welt von uns Besitz, so dass wir unseren Freunden im vergangenen Frühjahr vorschlugen, im Sommer eine Reise von Nowosibirsk an ein Ziel ihrer Wahl zu organisieren. Sie nahmen diese Anregung gerne entgegen, hatten sie doch seit 2003 schon zweimal mit uns Ferien in der Schweiz verbracht und wollten sich für unsere Gastfreundschaft erkenntlich zeigen. Dazu kam, dass sie uns die bereits dreijährigen Enkel und die gleich alte Enkelin, das Töchterchen ihres Sohnes, vorführen wollten. Ende Juni lüfteten sie das Geheimnis: Die Reise würde uns nach Krasnojarsk, wohin vor ein paar Monaten ihr Sohn mit Frau und Kind gezogen war, dann nach Abakan und von dort nach Tuwa führen.

Die Visa hatten wir schon vor Monatsfrist erhalten und gehört, dass die Beschaffung der Erlaubnis, Privatgäste aufzunehmen, seit 2002 wieder um ein Erkleckliches schikanöser geworden sei. Offenbar will die Hotellobby alle Besucher Russlands zwingen, in ihren überteuerten Etablissements zu nächtigen. Die Erschwerung der Privateinladungen ist allein schon deshalb absurd, weil eine für den Erhalt des Visums erforderliche Bescheinigung, in einem bestimmten Hotel zu logieren, für 50 bis 100 € in den meisten Hotels käuflich erworben werden kann. Aus prinzipiellen Gründen taten dies unsere Freunde wie bis anhin nicht und wählten den mühsamen Amtsweg.

Am 22. Juli reisten wir per Bahn zum Frankfurter Flughafen. Die Flugtickets Frankfurt-Nowosibirsk-Frankfurt hatte ich bei der S 7, der ehemaligen Sibair, per Internet gekauft, was sich wesentlich einfacher gestaltete als der Kauf einer Internet-Fahrkarte der SBB. Vor fünf Jahren waren wir mit einem Shuttle der Lufthansa nach Frankfurt geflogen. Der Zeitgewinn gegenüber der Bahn ist nicht sonderlich gross. In beiden Fällen muss man ein gehöriges Zeitpolster in Frankfurt einkalkulieren. Immerhin vermeidet man bei der Bahnreise einen Flughafen – und Flughäfen sollte man wo immer möglich meiden. Es gibt eigentlich sonst nichts derart Geschmackloses, Widerliches, Plebejisches und Abgedroschenes in der Welt des Reisens wie ein Airport.

Am Informationsschalter des Terminal 1, unter dem sich die elegante Haltestelle der Bahn befindet, hat die befragte Dame noch nie etwas von einer S 7 gehört, obwohl sie inzwischen nach Aeroflot und Transaero die drittgrösste Gesellschaft Russlands ist. Immerhin findet sie den Ort des Check-in- Schalters auf ihrem

Computer; er steht immer noch am gleichen Ort wie damals: zuhinterst im Terminal 2. Mit dem Bus fahren wir zum Terminal 2 und suchen den Schalter auf, der noch geschlossen ist. Eine Hinweistafel auf den Zeitpunkt des Beginns der Registrierung fehlt selbstverständlich. So lassen wir uns denn in einer der widerlichen Imbissstuben in der Nähe der Check-in-Halle nieder und warten. Von Zeit zu Zeit wandere ich durch die Schalterhalle um nachzusehen, ob sich bei der S 7 etwas tut, vor deren Schalter sich eine zunehmend längere Schlange Wartender zu bilden begonnen hat. Endlich erscheint eine uniformierte Dame hinter der Theke. Ich erlöse Vreni vom Ausharren in der Imbissstube und wir schleppen das Gepäck zum Check-in. Mit sicherem Instinkt steuert Vreni an der Warteschlange vorbei zum Schalter. Kaum ist sie dort angekommen, geht gerade der zweite auf und sie hält dem Beamten sofort ihre Dokumente hin. Es klappt. Wir können einchecken und erfahren, dass die Maschine statt um 19.20 Uhr erst um 23 Uhr abfliegen werde. Die Abfertigung der Economy-Passagiere dauert bei den Russen immer unsäglich lange. Alle haben sie zu viel Gepäck, weil sie den Verwandten zu Hause allerlei zum Teil recht sperrige und schwere Geschenke mitbringen. Da wird um jedes Kilo gefeilscht, wie auf einem orientalischen Bazar. Wir machen uns auf die Suche nach der Business-Lounge der sibirischen Gesellschaft. Diese stillen Oasen der Ruhe im Ameisenhaufen des Flughafens liegen natürlich hinter der Personen- und Handgepäckkontrolle, also im Bereich der langweiligen Tax-Free-Geschäfte mit ihren ewig gleichen globalisierten Auslagen zu überhöhten Preisen und der ebenso öden Bars, in denen sich die Wartenden die Zeit totschiessen.

Wir stellen fest, dass sich die S 7 in Frankfurt keine Lounge leistet. Für 25 € pro Person lässt uns die Dame der jemenitischen Fluggesellschaft mitleidig in ihr Etablissement ein, in das sich auch noch British Airways und ein paar andere Gesellschaften teilen. Nachdem wir uns niedergelassen und ein Getränk geholt haben, teilt sie uns mit, dass sie die Lounge um 20 Uhr schliessen werde. Unsere Erholung reduziert sich auf zwei Stunden, dann müssen wir uns in den Warteraum des Flugs nach Nowosibirsk begeben. Zum Glück toben hier etliche Kinder herum, deren Beobachtung uns etwas Abwechslung bietet und die Fröhlichkeit verbreiten. Die emigrierten Eltern bringen ihren Nachwuchs zu den Grosseltern auf die Datscha in die Ferien. Das ist schon vor fünf Jahren so gewesen. Ob es in fünf Jahren auch noch so sein wird, ist eine andere Frage. Darüber aber später mehr.

Um 22 Uhr müssen alle Passagiere den Wartsaal verlassen und sich im Gang vor dem Eingang aufstellen, damit die Billettkontrolle stattfinden kann. Wegen der grossen Verspätung des Abflugs hatten die Passagiere den Raum einfach nach und nach aufgefüllt – ohne Kontrolle, weil dazu kein Personal anwesend war oder eine gute Seele hatte gefunden, man könne nicht gut zweihundert Menschen derart lang in den Wandelhallen des Terminals herumlungern lassen. Endlich, um 22.30 Uhr, bringen uns zwei Busse zum A 310. Er sieht mit seinem froschgrünen Anstrich wie neu aus, erweist sich aber als Kiste der ersten Generation, welche die S 7 offenbar von Lot erstanden hat; auf einer Verpflegungsbox sehe ich die entsprechende Aufschrift. Die Bestuhlung ist sogar in der BC relativ eng. Hinten, in der Economy-Class, sitzen die Leute eingeklemmt wie Sardinen. So hatten wir es vor fünf Jahren erlebt und geschworen, nie wieder eine lange Strecke in dieser Klasse zurückzulegen. Die Verpflegung ist spartanisch. Champagner gibt es nicht, der Wein ist miserabel, gut hingegen der Wodka Russkij Standart, der auf Wunsch anstandslos nachgereicht wird. Von der liebenswürdigen Flight Attendant erfahre ich, dass die Maschine pünktlich zum Abflug bereit gewesen war, dass es auf

dem Flughafen aber technische Probleme wegen Überlastung gegeben hat. In Frankfurt soll das oft so sein.

23. Juli. Das Frühstück ist eigenartig: Kaffee oder Tee und ein kleines Stückchen Schwarzwäldertorte mit Sauerkirschen. Auf ihre Bitte hin bringt man Vreni Apfelsinensirup. Ein deutscher Geschäftsmann neben mir hat sich sogar einen Salatteller organisiert. Um 09.25, mit genau drei Stunden Verspätung, landen wir in Nowosibirsk, nachdem unsere Maschine eine aufschlussreiche Anflugkurve über der Stadt gedreht hat: Wir kommen aus dem Staunen darüber nicht heraus, wie sie sich verändert hat. Überall schossen neue Quartiere, Überbauungen und Hochhäuser aus dem Boden. Wir BC-Passagiere dürfen zuerst aussteigen, werden in einen Kleinbus verfrachtet und zu einem Salon mit Bar im Flughafen gefahren. Dort nimmt man uns die Pässe und die Quittungen für die Koffer ab. Während wir die Immigrationskontrolle absolvieren und Kaffee trinken, bringt ein junger Mann die Koffer. Nach zwanzig Minuten fahren wir mit dem Lift zur Eingangshalle und stossen auf unsere Freunde. Sie hatten glücklicher Weise am Morgen die Flughafenauskunft angerufen und von der Verspätung erfahren. Im alten Mercedes 450 SEL, den Schenja im Frühjahr 1998 in der Schweiz mit 160 000 km für 10 000 US \$ erstanden hatte und dessen Zähler inzwischen 360 000 km anzeigt, werden wir an die Petropawlowskaja gefahren. Schenja ist noch immer stolz auf diesen Wagen, von dem es in ganz Nowosibirsk nur ein Exemplar gibt. Die Wohnung ist frisch gestrichen, im Flur sind Spiegelschränke eingebaut worden, alle Fenster sind isolierverglast und haben Mückengitter. Voller Stolz führt uns Schenja die neue Wohnungstüre vor, die der eines Banktresors nicht unähnlich ist. Wenn ein Einbrecher durchs Fenster kommt, kann er durch die Türe nicht hinaus. Wenn ein Schlüssel verloren geht, gibt es einen anderen Ersatzschlüssel. Steckt man den ins Schloss, gehen die alten Schlüssel nicht mehr. Beim Abschliessen schießen die Bolzen oben, unten, links und rechts in den Türrahmen, so dass man mit einem Brecheisen lange arbeiten muss, um den Eingang zu knacken.

Nach einem Imbiss und ein paar Gläschen meines Lieblingswodka Altai zeigt uns Schenja auf dem Flachbildschirm seines neuen Computers eine Enkeldiaschau. Wir müssen uns die Namen und Gesichter der Drillinge merken, denn zum Abendessen werden Mascha, Andrej und die Kinder erwartet. Fedja ist blond, Stjopa ist rothaarig und Nikita brünett.

Wir erfahren, dass Schenja Andrej gestern seinen Honda-Kleinbus abgekauft hat, mit dem wir die geplante Reise antreten werden. Andrej hat sich für ein Modell mit stärkerem Motor entschieden, allerdings auch schon drei Jahre alt, weil für Gebrauchtwagen nach dieser Frist wesentlich weniger hohe Importsteuern anfallen als für neuere Wagen. Dem betagten Mercedes mag Schenja die geplante Reise nicht mehr zumuten, denn es wäre unmöglich, in Chakassien oder Tuwa im Falle einer Panne einen Ersatzteil zu finden. Wir haben schon auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt festgestellt, dass mindestens die Hälfte der Personenwagen in Nowosibirsk aus Korea oder Japan stammen, natürlich alle mit Rechtslenkung. Das dürfte in ganz Sibirien so sein. Vreni fragt scherzhaft, wie lange es noch dauern werde, bis Sibirien den Linksverkehr einführe. Wir sehen, dass die Personen- und Lastwagen eindeutig jüngeren Datums sind als vor fünf Jahren, der Verkehr merklich dichter. Schenja erzählt, dass man schon lange eine dritte Brücke über den Ob' bauen sollte, der die Zweimillionenstadt teilt. Im Strassenverkehrsfonds der Oblast' wäre das Geld dafür mehr als vorhanden, doch scheint der Gouverneur den Fonds für weiss Gott was für Zwecke zu äufnen.

Wir vernehmen, dass Präsident Putin in den Medien omnipräsent ist, was seiner Beliebtheit im Volk allerdings keinen Abbruch tut. Nach den verheerenden Raubzügen auf das Volksvermögen seines Vorgängers hatte er dem Land Stabilität gebracht, hatte verhindert, dass die Gas- und Ölwirtschaft in ausländische Hände gelangte, verschaffte Russland auf dem internationalen Parkett wieder Respekt. Natürlich konnte auch er den lauthals angekündigten Krieg gegen die allumfassende Korruption nicht gewinnen, doch teilt Russland diese Krankheit mit vielen andern grossen Ländern in Asien und anderswo. Nachdem wir etwas ausgeschlafen und einen obligaten Spaziergang zum nahen Park mit der Flamme zu Ehren des unbekanntes Soldaten unternommen haben, auf dem wir feststellten, wie viel besser die Stadtbevölkerung im Vergleich zu unserem letzten Besuch gekleidet ist, erleben wir die Drillinge. Mascha ist wieder so schön wie eh und je, steht wie ein Fels in der Brandung und hat die drei Jungen souverän im Griff. Andrej arbeitet seit einiger Zeit als Finanzdirektor bei einer Grossfirma, die für Anatolij Tschubajts' EAU UES als Zulieferer tätig. Er verbringt fast jede Woche einen Tag in Moskau, verdient sehr gut, weiss aber genau, wie hart umkämpft die Top-Kaderstellen in Russland sind, wie schnell man das Opfer einer Intrige oder irgendwelcher politischer Launen werden kann. So gilt es, für die Zukunft vorzusorgen, so lange man sicher im Sattel sitzt. Aber wie? Pensionskassen und Banken geniessen in Russland noch immer wenig Vertrauen. Am sichersten ist es, Liegenschaften oder Wohnungen zu kaufen. Das hat Andrej denn auch getan.

Schenja erweist sich als wunderbarer Grosspapa. Wie ein Bär tollt er nach dem Essen mit den drei Blagen im Wohnzimmer herum, baut mit ihnen Kissenburgen und schlichtet Konflikte. Auf Empfehlung der Grossmutter brachten wir den dreien aus Zürich je eine Baseballmütze mit Schweizer Sujets mit, die sie sofort aufsetzten und nicht wieder abnehmen, nachdem Meinungsverschiedenheiten über die Auswahl der Mützen gütlich geregelt worden sind.

24. Juli. Vreni und ich unternemen einen ausgedehnten Spaziergang durch die Innenstadt. Seit unserem letzten Besuch ist viel gebaut worden. Überall sind die gleichen Luxusgeschäfte entstanden, wie man sie in allen Ländern der Erde findet, Zeugen der Monotonie im global Village. Es gibt viele neue Restaurants mit Spezialitäten aus aller Herren Länder. Wie seit jeher sind die hoch gewachsenen jungen Frauen, die sich äusserst grazil bewegen, eine Augenweide. Sie kleiden sich heute teurer als früher. Auch die Schuhe und Handtaschen der meisten von ihnen zeugen von einem gewissen Wohlstand. Nach einem Glas ausgezeichneten Guinness' vom Fass und zu einem Preis wie in Zürich im Pub, das es vor fünf Jahren schon gab, begeben wir uns zum Kaffee an die Ulica Kommunističeskaja, wo Mascha und Andrej wohnen. Sie haben sich in einem Neubau eine 150 m<sup>2</sup> grosse Wohnung gekauft und diese sehr geschmackvoll und kindergerecht ausgebaut. Es ist in Russland üblich, Wohnungen im Rohbau zu kaufen. Das Kinderzimmer überquillt vor Spielsachen, denn fast alles muss in drei Exemplaren gekauft werden. Der mit Parkett belegte Flur ist so gross, dass die drei Blagen darin Rollschuh fahren können. Wir wissen noch von unserer Berner Zeit her, wie segensreich ein so grosser Flur bei Regenwetter und im Winter ist, wenn man das Haus mit den Kindern nicht verlassen mag. Im Wohnzimmer läuft auf einem gigantischen Flachbildschirm ein Zeichentrickfilm, doch ziehen es die Kinder vor, mit dem Grossvater aus den Kissen der Polstermöbel eine Burg zu bauen, statt den Film anzuschauen. Gleich neben dem bewachten Hochhaus befindet sich ein Kinderspielplatz für seine jungen Bewohner. Diesen gab es noch nicht, als die junge Familie hier einzog. Mascha machte beim Ausführen der Drillinge schnell Bekanntschaft mit

Eltern anderer Kinder und ergriff die Initiative: Sie schlug vor, ein von den Parkulätzen durch einen Zaun abgegrenztes Feld auf einer ungenutzten, etwas erhöhten Fläche als Spielplatz einzurichten. In seine Kosten teilten sich die interessierten Familien. Weil sich in der Nachbarschaft nur Amtshäuser befinden, ist die Strasse ausserhalb der Bürozeit ruhig, sind die Parkplätze leer. Andrej hat für seinen Wagen einen Platz in der Tiefgarage gekauft, was besonders im kalten Nowosibirsker Winter, wo das Thermometer immer wieder einmal unter  $-40\text{ }^{\circ}\text{C}$  sinkt, ein Segen ist.

In Sichtweite des Hauses hat Andrej für Mascha  $200\text{ m}^2$  Bürofläche erworben. Hier wird sie zusammen mit einer Freundin ihrer Mutter, Maria, die Montessori-Pädagogin ist und einen stadtbekanntem Kindergarten für Betuchte betreibt, ein pädagogisches Zentrum eröffnen. Angeboten werden Spielgruppen für Vorschulkinder, Elternberatung und Kurse für Kindermädchen, die mehrheitlich vom Land kommen, über erzieherische Dinge wenig wissen und von ihren Arbeitgeberinnen gerne in solche Kurse geschickt werden dürften. Maschas eigene Buben werden vom 1. September an den Privatkindergarten Marias besuchen. Das kostet pro Kind einen einmaligen Beitrag von  $10\ 000\text{ US \$}$  sowie jeden Monat ein Schulgeld von  $1\ 000\text{ US \$}$ . Natürlich gibt es auch gute öffentliche Kindergärten und unsere Freundin Tanja hat als Direktorin des Schulpsychologischen Zentrums der Oblast' alle Informationen darüber, wo diese liegen, aber in Marias Institution arbeitet man mit Gruppen von 10 Kindern, während die öffentlichen Kindertagesstätten je 30 Kinder aufnehmen müssen. Gegen sechs Uhr abends kommt Andrej nach Hause, was ein eher seltenes Ereignis ist. Er wird denn auch sogleich von den Buben mit Beschlag belegt.

Spät abends kehren Ella, die Frau von Schenjas und Tanjas Sohn Dmitrij, und ihr dreijähriges Töchterchen Lada mit vier Stunden Verspätung aus den Ferien auf der Krim zurück. Auch sie hatten wegen Überlastung des dortigen Flughafens nicht starten können.

Ella ist froh, wieder in Sibirien zu sein. Auf der Krim war es bis zu  $50\text{ }^{\circ}\text{C}$  heiss. Die Strände waren mit Touristen derart überfüllt, dass man einen Platz suchen musste, wo man sein Badetuch hinlegen konnte. Die Hygiene am Strand und in den Restaurants war nicht über jeden Zweifel erhaben, so dass beide bald an Verdauungsproblemen litten. Wenn sie nicht von Freunden in ihr Haus eingeladen worden wäre, hätte sie nach wenigen Tagen schon die Flucht ergriffen...

Lada hat Geburtstag und erhält Geschenke: ein Märchenbuch, aus dem die Grossmama gleich nach dem Abendessen vorlesen muss, eine kleine Puppe, dazu ein weisses, schickes Röckchen, bestickte Jeans und eine Bluse, alles von Kenzo. Ella und Lada werden morgen mit dem Nachtzug nach Krasnojarsk fahren, während wir uns möglichst früh im Kleinbus auf den Weg machen sollten. Bis Krasnojarsk sind es gute 900 km.

25. Juli. Wir stehen um fünf Uhr auf und reisen um 06.15 ab. Weil wir für mehr als zwei Wochen Gepäck mitführen, hätte es für Ella und Lada kaum Platz im Wagen gehabt. Wie schon vor fünf Jahren sucht Schenja in Marijnsk eine Garage auf, weil er an einem Rad Unwucht festgestellt hat. Bei sengender Hitze spazieren wir in der hässlichen Stadt umher, bis die vier Räder neu ausgewuchtet sind. Über die Fahrweise der Russen habe ich in früheren Berichten schon einiges erzählt. Die Magistrale Moskau-Wladiwostok, auf der wir bis Krasnojarsk reisen, ist zweispurig und in sehr gutem Zustand. Es verkehren darauf aber viele Lastwagen und Sattelschlepper, so dass immer wieder Überholmanöver erforderlich sind. Aus unerfindlichen Gründen haben die Russen einen Hang zum Überholen vor Kuppen, deren es auf der an sich flachen Strecke viele gibt. Weil

die beiden Fahrspuren ziemlich breit sind, kommt man aneinander vorbei, ausser wenn von der Gegenseite auch gerade jemand am Überholen ist oder der Lastwagen wegen einer Unebenheit im Strassenbelag plötzlich einen Schwenker nach links macht. Die rechtsgesteuerten Personenwagen müssen zum Wagen vor ihnen einen relativ grossen Abstand wahren, damit ihre Fahrer sehen können, was auf der Gegenfahrbahn geschieht. Deshalb werden die Überholmanöver entsprechend lang.

Nach etwa zwölf Stunden erreichen wir Krasnojarsk. Per Handy lotst Mitja seinen Vater zum Haus, in dem er eine grosse, möblierte Wohnung gemietet hat. Er arbeitet als Partner eines jüdischen Geschäftsmanns und ehemaligen Studienkollegen, der sich in den Kopf gesetzt hatte, jedes Jahr doppelt so viel zu verdienen wie im Jahr zuvor. Das gelang ihm ausgezeichnet, doch ist sein Unternehmen so gross geworden, dass er einen Partner suchte und in Mitja fand. Der hatte eben erst in Nowosibirsk eine grosse Wohnung erworben und mit dem Ausbau begonnen, als er das verlockende Angebot erhielt. Er arbeitet als Human Resources Manager und Controller in des Freundes Firmen und hat zudem die Aufgabe, mit dessen Geld eine Reihe von Restaurants zu eröffnen, weil man mit diesem Geschäft in Krasnojarsk wegen der niedrigen Löhne und des Nachholbedarfs gutes Geld verdienen kann. Die aufstrebende Mittelklasse geht gern aus und das Angebot in der Stadt ist im Vergleich zu Novosibirsk noch eher gering. Mitja hat dort im Gastrobusiness seine Sporen abverdient, bringt also Erfahrung mit.

Krasnojarsk ist fast siebenmal so gross wie Deutschland, hat aber nur gerade drei Millionen Einwohner. Der Kraj (so werden die grössten Oblasty genannt) ist sehr reich an Rohstoffen wie Bauxit, Nickel, Wasser, Wald, Erdöl, Gas, Kohle, aber auch an Edelmetallen. Die Stadt erlebt eine unglaubliche Dynamik, sagt Mitja, wenn sie auch noch nicht so pervers sei wie Moskau. Dort brauche es eine siebenstellige Rubelzahl, um einen hohen Beamten zu schmieren, während hier eine sechsstellig noch reiche. Junge, qualifizierte Leute wie er verdienen hier Summen, die im Westen kaum ein Gleichaltriger erhalten könne. Das sei auch in Nowosibirsk so, wie wir bei Andrej gesehen hätten. Andrej und Mitja sind beide noch keine dreissig Jahre alt.

Nach einem auserlesenen Apéritif in der Wohnung, deren Möblierung nicht ganz zum Bohème-Stil Mitjas passt, weil sie von einem älteren Herrn für sich eingerichtet worden war, der dann aus beruflichen Gründen wegzog, gehen wir trotz der grossen Hitze spazieren. Mitja zeigt uns im Keller eines neuen Bankgebäudes die Bar NKWD, eine widerliche, mit den schwärzesten Seiten der Zeit Stalins Spott treibende Einrichtung. An den roten, mit Hammer und Sichel-Emblemen geschmückten Wänden hängen rot lackierte Fleischwölfe, Wallhölzer, Schöpfkellen, Löffel, Messer, Hackbretter. Die Türen sind denen der Zellen in der Lubjanka nachgebildet, in den Toiletten hängen anatomische Schnittbilder von Geschlechtsteilen, Nieren und Eierstöcken. Die Beleuchtung des Etablissements ist rot und grün. Der Besitzer musste nach kurzer Zeit Konkurs anmelden, weil er den Publikumsgeschmack nicht getroffen hatte. Nun wird ausser der Kücheneinrichtung alles entfernt und ein Restaurant mit moderaten Preisen eingerichtet, weil nebenan das grosse Lehrerseminar steht, dessen Studenten man als Hauptpublikum anpeilt. Gern verlassen wir den schauerlichen Keller und schlendern durch die schöne Krasnojarsker Innenstadt, die wir vor Jahren schon bewundert hatten. Mitja macht uns auf das teure Restaurant aufmerksam, in dem Putin gespeist hatte, dessen Preis-Leistungsverhältnis aber nicht stimmt, weshalb es immer halb leer sei. Ein indisches, vegetarisches hingegen ist so beliebt, dass man Tag und Nacht Mühe hat, einen freien Platz zu finden. Tatsächlich ist es auch jetzt um elf Uhr Nachts bis auf den letzten Stuhl besetzt.

Am Schluss landen wir auf der Promenade am Ufer des Enissej, bevor wir uns zum Abendessen nach Hause begeben, Mitja und Tanja per Taxi, Schenja, Vreni und ich zu Fuss.

26. Juli. Wir frühstücken relativ spät. Ella und Lada sind auch angekommen. Ich frage Tanja, ob das Kind in Krasnojarsk eingeschult werden soll. „Oh ja“, antwortet sie. „Der Krasnojarskij Kraj hat die besten Schulen Russlands. Hier finden auch regelmässig die allrussischen Konferenzen der Schulpädagogen und -psychologen statt. Der Gouverneur und seine Entourage halten die Ausbildung für wichtig – und die Organisation der Grundschule liegt in der Kompetenz der Oblast‘. Nur die höheren Fachschulen und Hochschulen unterstehen der Föderation.“

Vorgestern hatte uns in Novosibirsk eine Lehrerin, die Vreni von der Arbeit in einem Heim her kannte, erzählt, dass die Situation in der Oblast‘ Nowosibirsk weniger günstig sei. Der Gouverneur und seine Frau halten sich zwar für grosse Pädagogen, obwohl er Jurist und sie Ärztin ist. Sie mischen sich in alle Schulfragen ein, zum Teil recht willkürlich. Leider, bedauerte die Lehrerin, wurde der Gouverneur vom Präsidenten eben erst auf einstimmige Empfehlung des Parlaments für eine weitere Amtsdauer bestätigt. Die Strassen im Nowosibirsker Bezirk seien nicht sonderlich gut unterhalten, hatte die Lehrerin bissig bemerkt. Auf meine Frage, was das mit der Wiederwahl zu tun habe, lachte sie: Der Gouverneur braucht einen Teil der Mittel des Strassenfonds, um sich seine Parlamentarier gefügig zu machen. Natürlich frage ich Tanja nicht, ob an dieser Geschichte etwas Wahres sei. Sie hätte mir wegen ihrer beruflichen Stellung kaum eine Antwort gegeben.

Krasnojarsk liegt in einem von zum Teil bewaldeten Hügeln umgebenen Talkessel. Der Enissej teilt die Stadt in zwei Teile. Das Stadtzentrum liegt im rechtsufrigen Teil. Auf der andern Seite hat Norilsk Nickel der Stadt eben erst einen grossen Freizeitpark gebaut, den wir nun aufsuchen. Mit einem nagelneuen Sessellift fahren wir auf einen der Hügel, von dem im Winter eine Skipiste nach unten führt. Die Beschneiungsanlage ist bereits montiert. Von oben geniesst man einen herrlichen Ausblick auf die Stadt und in den Naturschutzpark Stolby mit seinen bizarren Felsformationen. Wieder unten, nehmen wir in einem Selbstbedienungsrestaurant, das bezüglich Auswahl, Qualität und Sauberkeit keine Wünsche offen lässt, ein Mittagessen ein. Dann gehen Ella und Lada zu den aufblasbaren Schiffen, Burgen und Höhlen, damit sich die Kleine austoben kann. Schenja und ich fahren in je einem Rodelschlitten, die wie eine Standseilbahn an einem Drahtseil hängen, wieder auf den Hügel. Oben werden die Schlitten ausgeklinkt. Die Bahn führt in vielen Kurven durch einen wunderschönen Wald nach unten. Nach diesem Abenteuer, das ich gerne wiederholt hätte, um die Geschwindigkeit zu optimieren, weil man bei der ersten Fahrt die Bremse zu häufig betätigt, fahren wir an einen Bach, wo Schenja, Mitja und Lada ein kühlendes Bad nehmen, denn es ist über 30 °C warm. Zum Schluss fahren wir über die Enissejbrücke zurück und auf den Hügel, wo auf einem Platz mit guter Aussicht auf die Stadt die achteckige Časovnja, eine Kapelle, steht, welche die russischen Zehnrubelnoten ziert. Der reizvolle Ort wird vor allem von Hochzeitsgesellschaften frequentiert. Am eisernen Geländer, das den Platz umzäumt, hängen unzählige Vorhängeschlösser. Die Brautpaare lassen sich ihre Namen in ein Schloss eingravieren, hängen es ans Geländer und werfen den Schlüssel weg. Einige Schlösser haben derart monumentale Ausmasse, dass ich annehme, ihre Besitzer seien sich der langen Dauer ihrer Verehelichung nicht ganz sicher gewesen und hätten versucht, das Schicksal zu beschwören.

Das Nachessen nehmen wir in einem Restaurant der italienischen Kette Mama Leone ein, die es auch in der Schweiz gibt. Wir essen gut und für Schweizer Verhältnisse preiswert: Fr. 250.-- für sechs Erwachsene und das Kind. Nicht ganz stilecht trinken wir zum Essen Bier und Wodka, weil die italienischen Weine auf der Karte wesentlich teurer sind als in der Schweiz.

Nachts erzählt mir Schenja beim Bier von einem ehemaligen Freund Mitjas und Andrejs. Er hatte mit ihnen studiert und war auch Vreni und mir bestens bekannt. Seine Karriere hatte er bei einer Maionnaiefirma begonnen, die bald zu einem grossen russischen Konzern für Mayonnaisen und Speisefette heranwuchs. Seine beiden Freunde hatte er mehrmals schamlos ausgenützt, ja sogar hintergangen, wenn ihm dies für das eigene Vorwärtskommen zweckmässig schien. Seine Mutter ist eine Altgläubige. Von ihr hat er die sektiererische Religiosität übernommen, die er heute zelebriert, die ihn aber nicht daran hindert, seine Freunde zu betrügen. Seine grosse, von einem Innenarchitekten gestaltete Wohnung hängt voller Ikonen.

27. Juli. Ich vernehme ein paar Beispiele der Korruption im Schulwesen. Da wurden in alle Schulen des Landes PC geliefert. Die mitgelieferte Software erwies sich als billige Raubkopien, wobei der Staat sicher lizenzierte bezahlt hatte. Wer stahl? Der Bildungsminister? Der Direktor der Lieferfirma? Die Sache flog auf; eine Untersuchung wurde eingeleitet, versandete aber. Originalsoftware wurde nicht nachgeliefert.

Die Schulen des Landes erhielten Beamer, um die Wandtafelgestaltung durch ein attraktiveres Darstellungsmittel zu ersetzen. Die Geräte waren aber nicht vollständig ausgerüstet und unbrauchbar. Es erging ein Erlass an alle Lehrkräfte, sie nach Moskau zurück zu schicken. Niemand tat es, denn wer hätte die Porti bezahlt, wer den Absendern eine Quittung für den Erhalt der Ware zugestellt? Würden den Schulen je neue Geräte geschickt? Die Beamer verstauben im Sammlungszimmer der Schulen.

Mitja und Schenja, die in der Stadt ihren Geschäften nachgegangen waren, bringen den Frauen je einen schönen Blumenstrauss nach Hause. Das Mittagessen nehmen wir auf der Terrasse eines bayrischen Restaurants ein: Elchragout und Spatenbräu. Dann gehen wir auf die Suche nach einem Parfum für Ella. Weil wir sie nicht kannten, hatten wir ihr aus der Schweiz kein Geschenk mitgebracht. Vreni hätte ihr gerne das Lilienaroma der Serie Allegoria von Guerlain geschenkt. In der Parfumerie gibt es fast alles, nur nicht diesen Duft. Die liebenswürdige Verkäuferin geht im Lager nachschauen, findet aus dieser Serie aber nur das „Kiwi“. Vreni kauft es ihr ab.

Wie schon vor fünf Jahren besuchen wir das ethnographische Museum. Vor allem die ausgestellten Objekte zum Schamanismus und die Funde aus grossen Kurganen Chakassiens sind interessant. Auf einem Stein, in dessen Oberfläche nach Angabe des Museums in der Bronzezeit verschiedene Tier- und Menschenfiguren eingekratzt worden sind, entdeckte ich einen vierrädrigen Karren. Ich kann mir nicht vorstellen, dass in der Bronzezeit schon Wagen gebaut worden waren.

28. In der Nacht wird das kalte Wasser abgestellt. Zum Glück hat das warme nur etwa 40 °C, so dass man duschen kann. Die WC-Spülung geschieht per Eimer. Wir verabschieden uns von Ella, Mitja und Lada, nehmen den Weg nach Abakan unter die Räder, rund 400 km. Die gute und verkehrsarme Strasse führt zuerst durch Mischwald, später durch Waldsteppe und dann durch eine reizvolle, hügelige, grüne Steppe voller Kurgane. In unserem Parkhotel, in dem wir vor fünf Jahren schon logiert hatten, findet eine Hochzeit statt. Die Administratorin

bedauert, uns kein Abendessen anbieten zu können und rät uns, nicht vor 23 Uhr nach Hause zu kommen. Es kommt ihr nicht in den Sinn, uns das gleiche Essen in unserem Salon zu servieren wie es die Hochzeitsgesellschaft im Speisesaal bekam. Vielleicht dachte sie, der Lärm könnte uns stören. So spazieren wir nach dem Zimmerbezug durch die Stadt auf der Suche nach einem anständigen Restaurant. In einem etwas schummrigen Pub trinken wir ein Bier und essen Matjeshering, doch trotz oder gerade wegen der grossen Speisekarte scheint uns das Lokal nicht vertrauenswürdig. So setzen wir den Spaziergang durch die Stadt fort, bis Schenja ein jüngeres Ehepaar nach einer guten Adresse fragt. Die beiden empfehlen die „Primavera“, am Stadtrand bei der Kirche gelegen, die vor fünf Jahren neue Kuppeln erhalten und die ich fotografiert hatte, weil sich das ganze Quartier in ihnen spiegelte. Mit einem Taxi fahren wir an die genannte Adresse und finden ein grosses italienisches Restaurant. Es hat im Obergeschoss einen relativ einfach ausgestatteten Teil, in dem jeder Tisch besetzt ist. Im Erdgeschoss befindet sich eine Bar und dahinter ein Speisesaal mit elegant gedeckten Tischen, ausgestattet mit allen Reminiszenzen eines florentinischen Palazzo oder was man sich darunter so vorstellen kann. Ein Sammelsurium von Kitsch, wie es sich für ein italienisches Restaurant gehört. Das gebotene Essen indes ist ein Genuss. Statt Wein trinken wir Wodka, denn die italienischen und französischen Weine auf der Karte sind auch hier zwei- bis dreimal teurer als in der Schweiz – und ob sie die klimatischen Unbilden der langen Reise hierher und der Lagerung heil überstanden haben, ist eine andere Frage. Ein anständiger Amarone ist unter 250 Fr. nicht zu haben, ein Barbaresco von Gaja kostet noch 50 Fr. mehr.

29. Juli. Abakan ist ein hübsches Städtchen von der Grösse Berns. Vreni und ich spazieren zum Bahnhof, vor dem ein hübsch gestalteter Park liegt. Auch eine perfekt restaurierte Dampflokomotive steht da. Über die Gleise führt eine Fussgängerbrücke, von der aus man einen Blick über die Stadt erhaschen kann. Wir fragen uns zur Hauptpost durch, wo wir Briefmarken für die zu verschickenden Ansichtskarten kaufen. Auch die Russen sind jetzt zu Selbstklebemarken übergegangen. Tanja und Schenja treffen uns vor dem ethnographischen Museum, das leider wegen Umbaus geschlossen ist. Offen ist nur der Museumskiosk, den eine Chakassin bedient. Wir kommen mit ihr ins Gespräch und sind erstaunt, eine sehr kompetente Ethnologin vor uns zu haben. Auf meine Frage, ob sie Wissenschaftlerin sei, antwortet sie lachend: „Nein, ich bin lediglich neugierig und lese viel, wenn keine Kundschaft da ist.“ Sie verkauft uns Bücher und ein paar schamanistische Talismane als Souvenirs. Ich zeige ihr auf dem Bildschirm meiner Kamera das Bild des Wagens mit vier Rädern aus der Bronzezeit. Sie empfiehlt mir, das Buch *Oružie i dospechi* (Waffen und Rüstungen) von A. I. Solov'ev, Novosibirsk 2003, zu kaufen, wo ich eine Antwort auf die Frage finden werde. Ich folge ihrem Rat und lerne, dass es in der späten Bronzezeit, also vom 16. bis 11. Jh. v. Chr., zweirädrige Streitwagen gegeben hat. Der Stein in Krasnojarsk war aber auf das dritte Jahrtausend v. Chr. datiert.

Heute findet das Abendessen im Parkhotel statt. Man kocht immer noch gleich gut wie vor fünf Jahren. Allerdings wollte uns die Köchin diesmal keine Pfifferlinge zubereiten. Der Markt ist heute geschlossen und unser Angebot, am Stadtrand einen Eimer voll Pilze zu kaufen, lehnt sie ab: „Wir dürfen den Gästen nichts zubereiten, was wir nicht selber eingekauft haben.“

Nach dem Essen schlendern wir durch die Stadt. In einer der vielen Gartenwirtschaften entdeckte ich einen Tisch voller junger Matrosen. Sie feiern den Tag der russischen Flotte, der heute begangen wird. Ich trete zu ihnen und

beglückwünsche sie zum Feiertag. Hoch erfreut darüber, dass ein Fremder den Grund ihrer Feier kennt, laden sie mich an ihren Tisch ein und wollen mir unbedingt ein Wasserglas Wodka zum Ausbringen eines Toasts auf die Flotte andrehen. Es braucht einiges an Hartnäckigkeit, um das Quantum auf ein vernünftiges Mass herunter zu handeln. Einer der Matrosen behündigt meine Kamera und schießt Fotos.

Schenja hat einer Blumenfrau einen Strauss Margueriten abgekauft, während ich mit den Matrosen sprach. Als wir unseren Spaziergang fortsetzen, schenkt er jeder hübschen Frau, der er begegnet, eine Blume. Alle nehmen sie das Geschenk lachend an.

Wir flüchten uns vor dem einsetzenden Regen ins Hotel. Schenja erzählt seine Lebensgeschichte. Wäre die UdSSR bestehen geblieben, hätte er es wohl zum Minister oder hohen Beamten gebracht, da er zu Beginn der Gorbatschew-Zeit in die Partei eingetreten und rasch aufgestiegen war. Allerdings hatte ihm die Parteiarbeit weniger Befriedigung verschafft als die Tätigkeit als Entwicklungsingenieur. Er hatte sie aufgenommen, um entsprechende Privilegien zu geniessen, die man als Parteiloser nicht hatte. Die Abhängigkeit des Bürgers vom Staat und seinen Vertretern war allumfassend: Der Studienplatz, der Arbeitsort, die Wohnung usw. hingen von den Entscheiden bestimmter Organe der Partei ab. Wer nicht Parteimitglied war, erhielt das, was nicht schon im Kreise der Lieben verteilt worden war. Heute trauert Schenja der alten Zeit nicht nach, obwohl sie durchaus auch ihre guten Seiten hatte. Die Abhängigkeiten haben sich einfach verschoben, aber wer tüchtig ist und etwas kann, kommt heute weiter als damals. Er ist überzeugt, dass sich Gorbačevs Idee des „Dritten Weges“ in Russland genauso gut hätte verwirklichen lassen wie in China, wenn ihn nicht das, was böse Zungen die zweite zionistische Revolution nennen, zu früh von der Bühne hinweggefegt hätte. Damit spielt er auf die grosse Zahl jüdischer Oligarchen an, die Jelzin geholfen hatten, den Ausverkauf des Landes zu organisieren und dabei Milliardenäure wurden, genau so wie damals in der Führungsriege der Bolschewisten viele Juden wichtige Rollen gespielt hatten und dafür sorgten, dass die Kerenskij-Regierung verschwand. Natürlich nimmt er solche Verschwörungstheorien nicht ernst, weiss auch, dass der georgische Priesterschüler Džugašwili eine verheerendere Rolle gespielt hatte als die, welche er beseitigen liess.

30. Juli. Auf der Reise nach Kyzyl, der Hauptstadt der Republik Tuwa, erfahren wir, wie heute Kandidatur- und Doktorarbeiten gemacht werden. Am einfachsten ist es, sich die Arbeit von einem beim entsprechenden Ordinarius akkreditierten Schreiber verfassen zu lassen. Allerdings ist das nicht billig. Wählt man den klassischen Weg und schreibt die Arbeit selber, wird man mit einer langen Wartezeit auf die Prüfung schikaniert, die bis zu fünf Jahre betragen kann. Für die Prüfung hat man je nach Prestige der Hochschule 10 000 Rubel oder mehr hin zu legen. Leider ist es heute selbst an der MGU und in Petersburg gang und gäbe, Diplomarbeiten schreiben zu lassen, was dem Ruf der russischen Universitäten schadet.

Über einen nebelverhangenen Pass gelangen wir auf guter Strasse in eine hügelige, karge Steppenlandschaft. Hier beginnt Tuwa. Die Landschaft ist atemberaubend und offenbar uralte. Aus den Hügeln ragen da und dort Reste von Gesteinsschichten hervor, die man auf der andern Seite der Senke wieder findet. So ist es leicht, sich die Berge vorzustellen, die von der Wind- und Wassererosion abgetragen worden waren. Bei der Ortseinfahrt von Kyzyl steht eine Stupa. Rundherum hängen an Drähten und in Büschen die bunten Wimpel, Tücher und Stofffetzen, die man in Burjatien, Chakassien und hier überall sieht, wo sich eine

den Buddhisten heilige Stätte, eine Heilquelle oder ein Aussichtspunkt befindet. Nicht weit von der Stupa entfernt stehen auf einem Hügelchen drei Stelen zu Ehren irgendwelcher Naturgottheiten. Wir werden in Tuwa noch erfahren, wie eng Buddhismus und Naturreligion miteinander verknüpft sind. Tuwa ist fünfmal so gross wie die Schweiz, hat aber nur etwa 300 000 Einwohner. Wie in der Schweiz, besteht das Land zum grössten Teil aus Bergen. Kyzyl liegt in einem Kessel, der aus sehr trockener Steppe besteht, durch die sich der Enissej schlängelt.

Auf der anderen Strassenseite, der Stupa gegenüber, steht auf einem Sockel das Symboltier der Tuwinen: das Ren. In den Steppengebieten weiden grosse Wanderschafherden, wo die Vegetation es erlaubt, züchtet man Pferde, weiden halb wilde Jaks, deren Fleisch als Delikatesse gilt, da und dort auch Kühe. Viele Tuwinen sind Nomaden.

Per Handy hat Schenja vor einer halben Stunde unseren Führer informiert, dass wir nicht mehr weit von Kyzyl entfernt sind. Er erwartet uns am Stadtrand und begleitet uns zu einem Touristencamp aus Jurten, das etwa 20 km von der Stadt entfernt direkt am Enissej liegt. Hier werden wir vier Nächte verbringen. Wir haben Glück, denn wir sind die einzigen Touristen. In jeder Jurte hat es zwei Betten, einen Schrank, einen Tisch, zwei Stühle, die obligate Feuerstelle und einen kleinen Waschtisch mit darüber hängendem Umyval'nik, der gerade zum Händewaschen reicht. Die Trockenklosetts und die Duschen befinden sich in einem Holzhaus am Rand des Lagers. In einem zweiten Holzhaus befindet sich der Speisesaal. Wir richten uns in zwei Jurten ein, lassen uns das Abendessen servieren und gehen spazieren. Es ist absolut still. Man hört nur das sanfte Rauschen des Enissej. Leider lässt sich der Sternenhimmel nicht bewundern, denn an allen vier Ecken des Camps brennen Scheinwerfer, damit die Gäste nachts den Weg zu den Toiletten finden. Erst am Morgen der Abreise finde ich den Sicherungskasten, wo sich die störende Beleuchtung hätte ausschalten lassen.

31. Juli. Konstantin, ein gebürtiger Russe und Übersetzer für Italienisch und Französisch, Sergej, ein Tuwine, der sich als Historiker und Sachverständigen für Felskritzereien ausgibt und dessen etwas stumpfer Gesichtsausdruck seine geistige Brillanz gut zum Ausdruck bringt, Ertyn, der ebenfalls tuwinische Fahrer und Oekonom, der im Gegensatz zu seinem Landsmann geistig hellwach und unternehmerisch erfahren ist, holen uns mit einem geländegängigen Kleinbus, einem Uazik, im Camp ab. Wir werden an den Stadtrand gefahren, wo wir einen Hügel hinaufkraxeln müssen, der mit Sandsteinbrocken verschiedener Grösse übersät ist. Wir sehen in den weichen Stein eingravierte Steinböcke, einen Reiter, ein Kamel und andere Figuren. 4000 Jahre alt sollen die künstlerischen Produkte sein, was niemand von uns glaubt. Der Stein ist so weich, dass man die Figuren sicher jedes Jahr nachkratzen muss, um den Touristen etwas zeigen zu können, denn auch in Kyzyl regnet es dann und wann. Ein Bär erweist sich schon auf den ersten Blick als Produkt eines Gegenwartskünstlers, denn er ist mit leichter Hand und ziemlich elegant gezeichnet. Ich erinnere mich an die Steinkritzereien, die man uns vor fünf Jahren am Tom' bei Kemerovo gezeigt hatte. Dort war der Stein zwar wesentlich härter, aber dem Wetter derart ungeschützt ausgesetzt gewesen, dass ich es für unmöglich gehalten hatte, bronzezeitliche Figuren zu sehen – sehr zum Ärger von Tanja. Diesmal ist sie allerdings mit von der Partie der Ungläubigen. Während wir im Geröll herumklettern, bleibt sie, die wegen ihrer Gelenkarthrose kaum gehen kann, unten und ritzt mit einem Kiesel einen bronzezeitlichen Steinbock in den Sandstein. Als wir von unserer „Expedition“ zurück kehren,

erblickt Sergej das Werk, stutzt und betrachtet es nachdenklich. Er hat es bis anhin irgendwie übersehen...

Ertyné merkt, dass wir dem Ausflug in die Bronzezeit wenig abgewinnen konnten, schmunzelt und schweigt. Wir fahren ins Stadtzentrum. Auf dem Leninplatz steht unter einem Pagodendach eine riesige Gebetsrolle, die von buddhistischen Besuchern, aber auch von Vreni emsig gedreht wird. Lenin in seiner üblichen Oratorenpose blickt vom Rand des Platzes auf das meditative Geschehen. Wir spazieren bei sengender Hitze durch die saubere Innenstadt von Kyzyl, der man ihre Entstehung als Garnisonsstadt noch immer ansieht. Die Stadt war unter Nikolaus II den Chinesen abgenommen und dem russischen Imperium angegliedert worden. Nach der Revolution schloss sich Tuwa sehr rasch den Bolschewiken an und erhielt dafür den Status einer „autonomen“ Republik. Wie in Chakassien sind alle Amtshäuser zweisprachig angeschrieben. Von Konstantin erfahren wir, dass es heute möglich ist, die Kinder in eine tuwinische Schule zu schicken. Von meiner Idee, Tuwinisch, wie das Chakassische eine Turksprache, in den Schulen als erste Fremdsprache obligatorisch zu unterrichten, hält er nichts. Solche Ideen passen eher zu Schweizern als zu Russen. Schliesslich haben sie ja auch in unserem Nachbarland Frankreich wenig Nährboden auf dem imperialistischen Urgestein. Auf dem Weg zum Denkmal, das den Mittelpunkt Asiens festlegt und das dort steht, wo sich der Enissej in den Grossen und den Kleinen teilt, besuchen wir eines der vier Zentren für schamanistische Medizin. Die hier tätigen Schamanen sind seit der Wende staatlich anerkannt und üben ihren Beruf als Naturheiler offiziell aus. Zwischen ihnen und den buddhistischen Lamas bestehen entspannte Beziehungen. Für 500 Rb. könnte ich mir die Zukunft voraussagen lassen. Das geschieht in einer Prozedur, in der verschiedene Kieselsteine gelegt und interpretiert werden. Wie es geht, weiss ich nicht, weil ich über meine Zukunft nichts wissen will. In einem stark nach Weihrauch duftenden Zimmer erblicke ich den ganzen Ornat eines Schamanen. Hier finden offenbar Heilungen statt. Konstantin zeigt uns auch einen grossen, neu gebauten oder renovierten buddhistischen Tempel. Es herrscht ein grosser Andrang, weil gerade ein Fest stattfindet. Ein kleiner Klosterschüler in seinem orange Gewand hält den Leuten, die aus dem Tempel kommen, eine Schale mit Wasser hin, in die sie die Finger tauchen, um Gesicht und Haar symbolisch zu waschen. Wie in der burjatischen Republik ist auch der tuwinische Buddhismus tibetischer Provenienz. Der Dalaj Lama hatte Kyzyl auch schon besucht.

Der nächste Besuch gilt der Musikhochschule von Kyzyl. Hier gibt es eine Professur für Volksmusik, deren Inhaber ein rühriger Propagandist der tuwinischen Kultur und häufig auf Tournee ist. Heute ist er hier und bereit, uns von vier seiner Studenten ein Konzert geben zu lassen. Wir werden in einen hübsch eingerichteten kleinen Saal geführt, an dessen Wänden viele Fotos hängen, von denen etliche in den USA gemacht worden sind, wohin er jedes Jahr auf Tournee geht. „Die Amerikaner und wir haben etwas gemeinsam“, erläutert er: „Wir sind Pferdenarren. Unsere Lieder besingen zuerst das Pferd, dann die Weite der Landschaft und die Freiheit. Weil wir immer noch sehr viele Nomaden haben, ist das Pferd ein wichtiger Partner des Menschen und mit viel Cowboy-Romantik verbrämt, wie in einigen Staaten der USA.“ Er erklärt uns die verschiedenen Streich-, Zupfinstrumente und Maultrommeln. Eine Trommel gehört ebenfalls zum Ensemble. Sie wird mit den Händen geschlagen. Alle Instrumente werden uns von den vier Musikern kurz vorgeführt. Faszinierend sind die Stimmen der Studenten. Eine Stimme ist in Basslage. Ich nehme an, dass sie im Bauch erzeugt wird. Eine Stimme ist ein Tenor, die dritte ein Sopran. Darüber wird vom gleichen Sänger noch so hochstimmig gesungen, dass es wie

ein Flötchen aus Metall tönt. Hätten wir diese Kehlkopfstimme nicht erlebt, würden wir sie für ein Piccolo gehalten haben. Jede der vier typischen Stimmen wird uns einzeln demonstriert. Darauf folgt ein ausserordentlich spannendes Konzert der vier in ihre Trachten gekleideten Musiker. Es dünkt uns, dass die Musik viele chinesische Elemente enthält. „Sie haben meine vier besten Studenten gehört“, erklärt der Professor nicht ohne Stolz, bevor er uns die CD signiert, die wir kaufen. „Leider haben die Jungen noch keine CD aufgenommen, aber das wird nicht lange auf sich warten lassen. Auf der russischen Suchmaschine Jandex findet man die vier jedenfalls schon unter [www.alashensemble.com](http://www.alashensemble.com), bei Google unter dem Suchwort alashensemble.



Auf dem Produktemarkt herrscht ein emsiges Treiben. Schenja kauft eine Wassermelone, was sich als komplizierte Prozedur erweist, die mit einer strengen Befragung der Verkäuferinnen verbunden ist. Wie bei den Tomaten und Gurken geht es darum zu erfahren, ob das Produkt von einheimischen Bauern oder von Chinesen gezogen wird. Die Chinesen produzieren in grossen Gewächshäusern hors sol und angeblich unter Verwendung giftiger Spritz- und Düngemittel. Es dauert ein Weilchen, bis er eine Händlerin gefunden hat, deren Versicherung, sie habe die Melonen selber angepflanzt, ihm glaubwürdig zu sein scheint. Gegenüber dem Gebäude der FSB, des Geheimdienstes, stehen zwei schmucke, vor kurzem renovierte Hotels mit gepflegten Vorgärtchen. Hier zu nächtigen wäre bequemer gewesen als in unseren Jurten. Allerdings hätten wir dafür auf die landschaftliche Kulisse und die Abendspaziergänge am Enissej verzichten müssen.

In einem kleinen Restaurant erzählt uns Konstantin beim Mittagessen, dass Moskau von Abakan nach Kyzyl eine Bahnlinie bauen möchte, um die touristische und wirtschaftliche Entwicklung Tuwas zu fördern. Das Projekt sei hier umstritten. Eine Konsultativbefragung der Kyzylter Bevölkerung habe ergeben, dass mehr als die Hälfte der Einwohner gegen das Projekt sei. Man befürchte eine Touristenschwemme mit all ihren landschaftszerstörenden Folgen. Ich kann mir kaum vorstellen, dass sich die Einheimischen gegen die Entwicklung ihrer Republik wehren. Die Mortalität der Bevölkerung liegt bei 49 Jahren, das Land leidet unter der höchsten Tuberkuloserate Russlands, der Alkoholismus und die Arbeitslosigkeit sind sehr gross. Die landschaftlichen Reize würden mit Sicherheit Touristen anlocken, für die eine entsprechende Infrastruktur allerdings erst gebaut werden müsste. Im Übrigen gibt es abbauwürdige Rohstoffe wie Nickel, Kobalt, Uran, Gold, Silber und Asbest, den heute allerdings niemand mehr kauft. Mich dünkt, dass beim Intellektuellen Konstantin der romantische Wunsch Vater des Gedankens ist, die Tuwiner möchten lieber in alle Ewigkeit Viehzucht treiben.

1. August. Um 06.40 Uhr geht die Sonne an einem völlig wolkenlosen Himmel auf. Noch weht ein angenehm kühler Morgenwind über den Fluss, doch dürfte es heiss werden. Als wir vorgestern ankamen, war der Himmel bedeckt und es herrschte eine Temperatur von angenehmen 20 °C. Zuvor war es aber zwei Wochen lang 39 °C warm gewesen. Im Camp hätte eine fast unerträgliche Bruthitze geherrscht, erzählen uns die jungen Tuwinerinnen, die uns in der Kantine bedienen.

Nach dem Frühstück holen uns Ertyne und Sergej mit dem Uazik ab. Im Bus sitzt auch eine Tuwinin, die sich uns als Nadja vorstellt. Sie hört unseren Gesprächen interessiert zu, nimmt aber nicht daran teil. Auf dem Klappptischchen vor ihr liegt eine grosse, runde Segeltuchtasche. Ich nehme an, dass die Frau von Ertyne irgendwo hin gefahren werden möchte.

Wir fahren von unserem Camp ein Stück weit nach Süden, bis wir zu einer Fähre gelangen, die noch abenteuerlicher ist als jene, die wir vor sechs Jahren bei Ust' Barguzin benützt hatten. Sie besteht aus einem grossen, stählernen Floss, das wie die Basler Fähren an einem über den Fluss gespannten Stahlseil hängt. Bewegt wird sie mit einem Steuerruder, die Energie liefert die Strömung des Grossen Enissej. Irgendwo in seinem Einzugsgebiet musste es geregnet haben. Jedenfalls ist er angeschwollen, so dass die Plattform der Fähre etwa einen Meter über die Rampe am Ufer hinausragt, die nun mit Brettern und Balken notdürftig angepasst werden muss, damit die Fahrzeuge auf die Plattform gelangen können. Mit Schenjas langem Mercedes hätten wir nicht den Hauch einer Chance gehabt, hinauf zu gelangen. Er wäre wegen des zu spitzen Winkels zwischen Rampe und Floss mit der Unterseite hängen geblieben. Weil die meisten Einheimischen Offroad-Fahrzeuge besitzen und die russischen Moskviči und Žiguli relativ viel Bodenfreiheit haben, gelangen alle Fahrzeuge auf die Fähre. Nur eines bleibt hängen, weil es mit einem Rad zu nahe an den Rand des nach oben führenden Bretts gerät und dieses zum Kippen bringt. Mit vereinten Muskelkräften wird der Wagen trotzdem hinaufgehievt.

Auf der andern Seite des Flusses muss zum Auslad ebenfalls eine behelfsmässige Rampe gebaut werden. Die Balken und Bretter hat der Fährmann vom andern Ufer mitgenommen.

Eine asphaltierte, schmale Strasse führt zu einer verlassenen Sowchose. Der Bewässerungskanal aus Betonhalbrohren auf Stelzen, welcher der Strasse entlang verläuft, ist noch fast intakt, könnte leicht repariert werden. Schenja gibt zu bedenken, dass die Elektrizität zum Hinaufpumpen des Wassers in den Kanal heute so teuer zu stehen käme, dass sich die Produktion nicht mehr lohnen würde. Ich denke, man könnte die Pumpe auch mit einem Windrad betreiben oder, wie wir es in Bautzen gesehen hatten, mit einem Wasserrad, das eine Kette antrieb, an der Schöpfkellen befestigt waren, die das Wasser über zehn Meter hoch in einen Turm beförderten, von wo aus es schon im Mittelalter in die Stadt verteilt worden war. Nach der Sowchose geht die Strasse in eine schmale, holperige Piste über, die uns in eine trockene, wilde Steppe bringt. Unten im Tal fliesst der Grosse Enissej, an beiden Ufern gesäumt von einem Streifen Grün. Die wild zerklüfteten Hügel, die den Fluss begleiten, sind weitgehend kahl. Auf abenteuerlichen Wegen mit atemberaubenden Ausblicken auf die für uns ungewohnte Landschaft kommen wir zum Flüsschen Malyj Šivilig, das durch ein bewaldetes Tälchen von einem 2340 m hohen Berg herunter fliesst und sich in den Enissej ergiesst. Das Strässchen führt diesem Bach entlang steil nach oben auf eine Alp zum ersten Ziel unseres Ausflugs. Hier liegt das Maiensäss eines Schafhirten, bestehend aus einer Jurte, einer Holzhütte und einer grossen, im Freien stehenden, überdachten Küche. Rundherum äsen an den Hängen unzählige weisse und schwarze Schafe, aber auch einige Ziegen. Wir werden von

der Frau und der Mutter des Schafhirten mit Kohlsuppe, Salat, Ziegenkäse und Fleisch eines frisch geschlachteten Schafs bewirtet. Als Getränke gibt es Tee und den typischen tuwinischen Milchschnaps, ein klares, säuerliches Gebräu mit etwa 10 % Alkoholgehalt.

Wir haben Zeit, uns auf der schön gelegenen Alp die Beine zu vertreten. Am Rand eines grossen Geheges, in das wohl nachts die Schafe zum Schutz gegen Wölfe und Bären getrieben werden, steht eine grosse Vogelscheuche. Ich frage die Alte, was die denn zu vertreiben habe. „Oh, alles Mögliche!“, ist die sibyllinische Antwort.

Zur Familie gehört auch ein kleiner Junge. Ich will von Tanja wissen, wo denn die Nomadenkinder zur Schule gehen. „Die kommen alle ins Internat und verbringen nur die Ferien mit ihren Eltern.“ Ich stelle mir vor, dass es für Kinder, die an solche Landschaften gewöhnt sind, schwierig ist, sich an einen Schlafsaal im Internat zu gewöhnen.

Am Nachmittag fahren wir wieder hinunter zum Enissej und dann steil aufwärts auf eine Kuppe mit grandioser Aussicht auf Fluss und Berge. Hier erfahren wir, was für eine Bewandnis es mit unserer geheimnisvollen Passagierin hat. Sie packt aus ihrer Tasche einen Kartonteller und einige Säckchen aus. Auf dem Teller richtet sie Fleisch, Gerste, Gries und Brot an, die Milch giesst sie in ein Glas. Dann errichtet sie mit dem mitgebrachten Holz einen kunstvollen kleinen Scheiterhaufen, der auf der Ostseite eine Öffnung hat, um den Teller mit den Opfergaben für den hier herrschenden Naturgeist aufzunehmen. Nach Erledigung dieser Arbeit verschwindet Nadja hinter dem Bus, um bald als prächtig gekleidete Schamanin wieder aufzutauchen. Sie zündet das Feuer an, stellt den Teller hinein und beginnt einen eigenartigen Tanz, den sie mit ihrem grossen Buben', einer achteckigen Trommel, begleitet. Die Trommel hat hinten ein bunt geschmücktes Holzkreuz, das sie mit der Linken fasst, während sie in der Rechten einen mit Rentierfell überzogenen Schläger hält. So ergeben sich relativ gedämpfte Töne, mal laut, mal leise, manchmal mit schneller Kadenz, manchmal langsam. Dann und wann hält sie inne, nimmt die Milch und einen Holzlöffel in die Hände, spritzt von dem Nass ein wenig in alle vier Himmelsrichtungen. So tanzt sie eine gute halbe Stunde lang, bis das Feuer völlig niedergebrannt ist. Man sieht ihrem Gesicht an, dass sie zunehmend in eine Trance verfällt.

Die beiden Tuwinen Sergej und Ertyne kauern mit gefalteten Händen wie versteinert da, bis der Tanz zu Ende ist, der auch uns „Ungläubige“ allein schon deshalb beeindruckt, weil er vor einer äusserst reizvollen Kulisse stattfindet. Ich frage Nadja, ob sie nun müde sei. „Oh nein, im Gegenteil. Ich fühle mich nach dem Tanz immer leicht wie eine Feder.“

Wo sie denn die Symbole der Tiere habe, mit denen sie bei Heilungsprozessen die Reise in die andere Welt unternehme, will ich wissen. In den ethnographischen Museen von Krasnojarsk und Irkutsk hatte ich einige Schamanenkleider gesehen, auf denen solche Tiersymbole aus Eisen angebracht waren. Sie zeigt auf ein paar bunte Stoffsäckchen, die an den Rücken ihres Kleids genäht sind. „Die sind da drin. Befühlen sie sie nur. Ich will sie nicht offen zeigen.“

Weiter geht die Fahrt steil abwärts zum Enissej, an einer Quelle vorbei, der, wie allen Quellen hier, irgend eine Heilkraft zugeschrieben wird. An einem Busch hängen die uns schon bekannten farbigen Stoffetzen. Endlich sind wir auf einer kleinen, angeschwemmten Halbinsel am Fluss. Schenja kann sein lange ersehntes Bad nehmen, während Vreni durch einen eiskalten Bergbach wadet. Nadja erblickt die hässlichen Flecken und entzündeten Stellen an Vrenis Beinen und fragt sie darüber aus. Vreni teilt ihr mit, dass das Psoriasis ist und dass die Krankheit sie vor etwa einem halben Jahr recht plötzlich befallen hat. „Oh, das ist

nichts. Das kann ich heilen“, antwortet Nadja zu Vrenis Erstaunen. Der Zürcher Dermatologe hatte ihr gesagt, die Heilungschancen seien gering. Nadja lädt Vreni und Tanja ein, sie morgen in ihrer Praxis aufzusuchen. Sie werde Vreni ein Mittel gegen ihre Psoriasis und Tanja eines gegen ihre chronische Entzündung des linken Knies geben.

Die Fähre erreichen wir gerade im richtigen Augenblick. Das Wasser ist im Verlauf des Tages noch mehr angestiegen. Der Aus- und der Einlad gestalten sich noch abenteuerlicher als am Morgen, obwohl ein grosser Schaufellader die Fähre etwas ins Wasser drückt. Er fährt erst von Bord, nachdem die wartenden Autos eingeladen sind, und beginnt sofort, die Rampe mit Erdreich höher aufzuschütten. Wären wir zwanzig Minuten später gekommen, hätten wir am Ufer warten müssen, bis er mit dieser Arbeit fertig gewesen wäre.

2. August. Zuerst suchen wir die Schamanin in ihrem Zentrum auf. Vreni erhält ein Pulver und ein paar Körner. Sie muss beides in je eine Flasche Wodka einlegen und zehn Tage stehen lassen. Dann wird die eine Nastojka täglich auf die befallenen Hautstellen aufgetragen und je nach Lust und Laune ein Esslöffel zum Abendessen getrunken. Von der anderen Mixtur muss jeden Morgen ein Esslöffel eingenommen werden. Wenn Vreni den Vorrat an Körnern und Kräutern aufgebraucht hat, ist die Kur zu Ende und die Heilung dürfte erfolgt sein. Vreni erhält sogar ein handschriftliches Rezept für die Zubereitung und Anwendung der beiden Mittel. Tanja wird ihr Arthrosemittel auch mit einer Anleitung übergeben. Zur Frage der Kosten äussert sich die Schamanin vage, will nichts für sich, sondern nur etwas Geld, um ihren Kindern Früchte kaufen zu können. „Verstehen sie, die brauchen doch etwas Vitamine.“ Das Danken bittet sie Vreni und Tanja auf den Zeitpunkt zu verschieben, wo sie geheilt sein werden. „Schreiben sie mir übers Jahr ein Dankeswort, wenn ihre Hautflecken verschwunden sind.“ Nach diesem Besuch fahren wir auf eine kleine Anhöhe, von der aus man die ganze Stadt überblicken kann. Hier steht das Denkmal der tuwinischen Unabhängigkeit, einen Hirten darstellend, der in die Weite blickt, die Arme ausgestreckt auf den Stab gelegt, der quer über seinen Schultern liegt. Kein Meisterwerk, aber gut positioniert in dieser bezaubernden Landschaft. Nach Stalins Sieg über die Deutsche Wehrmacht war der Buddhismus in Tuwa schwersten Repressionen ausgesetzt gewesen. Alle Tempel wurden geschlossen oder zerstört, die Lamas unterdrückt. Heute geniesst die Republik eine Teilautonomie. Sie hat ein eigenes Parlament mit zwei Kammern. Sie hat es fertig gebracht, dass zwischen der russisch-orthodoxen Kirche, den Altgläubigen, den Buddhisten und den Anhängern der Naturreligion Frieden herrscht. Es folgt ein kurzer Besuch im Ortsmuseum. Ein moderner Neubau ist zwar fertig gestellt, kann aber nicht bezogen werden, weil die Klimaanlage nicht funktioniert. Angeblich lagern die wertvollsten Exponate des Museums im Keller. Was gezeigt wird, ist so armselig wie die Auslage des Museumskiosks. Erytyne flüstert uns zu, wir sollten hier nichts kaufen. Er werde uns einen Laden zeigen, in dem ein wunderschöner Bildband über Tuwa gekauft werden könne. Da fahren wir denn auch gleich hin. Der Laden entpuppt sich als das Reisebüro, mit dem er zusammen arbeitet. Der Bildband allerdings, erst 2007 erschienen, ist wirklich eine Trouvaille.

Wieder fahren wir in die Steppe, heute zuerst nach Westen, dann nordwärts in die Mašan-Berge. Wir besuchen ein zweites Maiensäss. Es gehört einem Viehzüchter, der 80 Pferde, 100 Kühe, 50 Jaks und 800 Schafe besitzt. Er lebt von der Fleischproduktion und vom Pferdehandel, seit kurzem auch ein Bisschen vom Tourismus. An einem Pfosten hängt ein frisches Schaffell. „Verkaufen sie

das?", frage ich ihn. „Für ein Schaffell erhält man gerade zweienhalb Franken, weshalb wir die Felle wegwerfen. Nehmen sie es mit, wenn sie wollen“, sagt der Mann, der uns empfängt. Weil hier der Zerbek von einem 1400 m hohen Gipfel zu Tale fließt, ist es rundum grün und fruchtbar. Ein Russe hatte einen grossen Damm aufgeschüttet, um das Wasser zu sammeln und das Land zu bewässern. Aus irgendwelchen Gründen ist der Stausee aber leer.

Der Viehzüchter, ein agiler Tuwine, bewirbt mit seiner Frau Touristen, um ihnen zu zeigen, wie die tuwinische Küche aussieht. Wir werden in eine geräumige Küche zu Tisch gebeten. Auf dem Tisch stehen Teller mit verschiedenen Sorten gemahlener Getreides und getrockneter, gemahlener Fleisches, das zu Bouillon aufgekocht werden kann. Diese Nahrungsmittel verderben nicht und sind für die Hirten geeignet, die oft wochenlang in der Abgeschiedenheit leben. Das Getreide wird mit heisser Milch zu Brei angerührt. Eine Sorte finde sogar ich ausserordentlich schmackhaft, der ich Kascha, Getreidebrei, nicht asstehen kann. Auch frisch gebackene Brotfladen liegen auf einem Teller. Gemüse und Salat gehören nicht zur typischen tuwinischen Küche. Am Morgen wurde ein Schaf geschlachtet. Das Fleisch ist gekocht worden, das Blut wurde gewürzt, in die Därme des Tiers abgefüllt und kann nun als Blutwurst gegessen werden. Als Getränke werden Tee und der bereits bekannte Milchschnaps gereicht. Ich verwickle die Frau des Viehzüchters in ein Gespräch über den Schamanismus. Sie bekennt sich ohne Hemmung zur Naturreligion, zum Jazyčestvo. „Sie müssen sich vorstellen, wie eng unser Kontakt zur Natur ist. Sie bestimmt unseren Wohlstand, sie liefert uns die Lebensenergie und die Kräuter, die wir zur Heilung von Krankheiten brauchen. Die Schamanen kennen ihre Kräfte, kennen die guten und die bösen Naturgeister und den Umgang mit ihnen. Ich glaube aber auch an die Reinkarnation. Buddhismus und Schamanismus gehören für mich zusammen.“ Ich erinnere mich an ein Gespräch mit unserem älteren Sohn, der mit einer Thailänderin verheiratet ist. Er sagte, das sei dort auch so.

Schamanismus und Buddhismus seien in Thailand eng miteinander verknüpft, der Umgang mit Geistern aller Art gehöre zum Alltag der Thais.

Gestärkt vom schmackhaften Mahl verlassen wir das Haus. Davor stehen zwei gesattelte Pferde und ein wunderschöner junger Hengst. „Den haben sie mir gerade von Nowosibirsk zur Erziehung gebracht“, erklärt der Hausherr. Er erzählt uns, wie das wichtigste Pferderennen der Tuwinen vor sich geht: „Es führt über 40 km. Geritten werden die Pferde von leichtgewichtigen Jugendlichen ohne Sattel. Die schnellsten Pferde schaffen die Strecke in 40 Minuten. Diese Rennen sind ein Höhepunkt unseres Kalenders. Den zweiten stellen die Ringkämpfe dar. Sie gehen ähnlich vor sich, wie die der japanischen Sumi. Wer zuerst mit einer Hand oder einem Knie den Boden berührt, hat verloren. Allerdings kennen wir keine Gewichtsklassen. Jeder kann es mit jedem versuchen. Der eine hat mehr Gewicht, der andere mehr Technik.“

Wir besteigen wieder unseren Uazik. Der Gastgeber führt uns bergauf zu einer Alp am Eerbek. Hier weiden seine Jaks. „Gehen sie nicht zu nahe an sie heran. Sie sind halb wild und angriffig. Wenn ich eines erlege, um das Fleisch zu verkaufen, tue ich das aus sicherer Distanz mit dem Zielfernrohr und hole es, wenn die andern weiter gegangen sind.“ Die schönen Tiere mustern uns misstrauisch. Die kräftigsten Büffel stellen sich vor die Kühe und Kälber. „Sogar die Wölfe und Bären haben Respekt vor ihnen“, bemerkt der Tuwine.

Gegen Abend fahren wir an den oberen Enissej zurück, wo aus einem Hügel etliche Quellen sprudeln. Jeder von ihnen wird eine besondere Heilkraft zugeschrieben, obwohl sie sicher alle aus der gleichen geologischen Schicht stammen. Viele Leute kommen mit Petflaschen, um sich mit dem kühlen, sauberen Wasser zu versorgen. Alle Bäumchen und Büsche rund herum sind mit

farbigen Wimpeln behängt. Vom Parkplatz aus geniessen wir den Blick auf den Enissej, in die Berge und auf die grosse Datschensiedlung der Stadt. Auf der Rückfahrt nach Kyzyl sehen wir eine ziemlich grosse, fast fertig gestellte orthodoxe Kirche aus rotem Backstein. Die vergoldete Kuppel leuchtet in der Abendsonne. In Tuwa gibt es zwei Gemeinden, in denen Altgläubige leben. Diese neue Kirche gehört aber zur offiziellen orthodoxen, denn im Land leben immerhin 32 % Russen.

3. August. Leider müssen wir Tuwa verlassen, um uns zur nächsten Station unserer Reise zu begeben, die wieder in Chakassien liegt. Wir fahren über Šagonar, Čadar und Ak-Doburak, wo ein gigantisches Asbestwerk liegt, durch die tuwinische Steppe, biegen dann nach Norden ab, um über den 2220 m hohen Sajanpass zum Camp Snežnyj Bars (Schnee leopard) zu gelangen. Mit zunehmender Höhe löst Taiga die Steppe ab. Zuoberst gibt es nur noch Gras und widerstandsfähige Büsche.

Unser Camp liegt mitten im Mischwald aus Arven, Lärchen und schlanken, hohen Fichten auf etwa 1800 m Höhe in einer Waldlichtung. Es besteht aus einer Reihe verschieden grosser Holzhäuschen, deren kleinste gerade ein Zimmer enthalten, während die grösseren zweistöckig sind und im Erdgeschoss in einem grossen Zimmer ein Doppelbett, einen offenen Kamin oder einen Ofen, ein Sofa und ein WC mit Trockenklosett, Spültisch und Umyval'nik anbieten. An einem Bergbach liegt das hydraulische Kraftwerk, das die Anlage mit Strom versorgt. Hier befinden sich auch eine komfortable Banja und vier Duschen, deren Wasser mit Boilern aufgeheizt wird. Für 160 Franken pro Nacht für ein Doppelzimmer mit Kamin und ziemlich rudimentäre Vollpension ist das Camp recht teuer. Was ich befürchtet hatte, tritt auch hier nicht ein: es gibt kaum Stechmücken. Wir haben sie bisher noch nirgends angetroffen, nicht einmal in Chakassien, wo wir vor fünf Jahren Unmengen von Antibrumm verwenden mussten, um uns der Insekten zu erwehren, als wir die Kurgane im Tal der Könige besichtigten. Offenbar hat die Klimaerwärmung dazu geführt, dass ihre Saison schon vorbei ist.

Schenja erzählt, dass in seinem Ferienhaus in Milovanovo am Zufluss zum Ob'-Meer letztes Jahr eine fürchterliche Mückenplage geherrscht habe. Sein Schwiegersohn liess eine Firma kommen, die, nachdem das Grundstück gemäht worden war, ein Produkt spritzte. Nachher waren die Mücken wie weggeblasen. Dieses Frühjahr wurde die Prozedur wiederholt und alle geniessen ein Milovanovo ohne Stechmücken.

Wir verbringen den kühlen Abend vor dem Kamin mit kühlem Bier und der Wassermelone, die wir aus Kyzyl mitgebracht hatten. Zum Glück sind die oberen Zimmer in unseren Häuschen leer, so dass wir ungestört plaudern können. Die Bauweise der Cottages ist so leicht, dass man durch den Boden jedes Wort hören würde.

Um zehn Uhr abends verlässt uns Tanja, um sich ins „Fass“ zu begeben. Nach ihrer Rückkehr erzählt sie: „Es handelt sich um einen grossen Bottich aus Arvenholz, in den man hineinsitzt. Dann wird er oben mit einer Gummiplane und Decken verschlossen. Aus einem Gefäss, das mit Flaschengas beheizt wird, dringt durch eine Röhre mit Kräutern aromatisierter Dampf, so dass die Wirkung gleich ist wie in der Banja. Nur hat man den Kopf an der frischen Luft. Nach der Prozedur erhält man von der ausgebildeten Krankenschwester eine Massage. Ich kann euch das Fass nur empfehlen.“

4. August. Ich gehe zur Banja, um warmes Wasser für die Rasur zu holen. Leider sind die Boiler über Nacht ausgeschaltet worden und das Wasser ist aufgebraucht. Zum Glück hat Vreni den Tauchsieder mit auf die Reise

genommen. Das Frühstück im Speisesaal, in dem immer ein Fernseher irgendwelche Videos abspielt, damit sich die Kinder nicht langeweilen, weil ihre Handies hier keinen Empfang haben, besteht aus Brot, Butter, Leberpastete aus der Büchse, Griesbrei, den ich sicher fünfzig Jahre lang nicht mehr gekostet hatte, und Pirožki mit Smetana, Kompott und Tee. Den Nescafé müssen wir selber mitbringen, doch ist der Kipjatok, das heisse Wasser, im Pensionspreis inbegriffen.

Tanja hat nicht ganz zu Unrecht das Gefühl, ich fühle mich hier im Wald nicht wohl, weil ich dem Reiz der Steppe erlegen sei. „Dort hast du Weite, das Fremde, Leere erlebt, hier das Bekannte: Berge, Abhänge, dichten Wald, in dem die Gefahren nicht von weither sichtbar sind, sondern hinter jedem Baum lauern können.“ „Im Märchen ist der Wald der Ort des Bösen. Erst die Romantik hat ihm zu mythischem Reiz verholfen. Zudem sind uns Schweizern Landschaften wie diese hier vertraut. Allerdings sind sie bei uns voller Lärm und Betrieb, während hier noch Stille herrscht. Darum gefällt es mir trotz der Sehnsucht nach der Steppe nicht schlecht in diesem Camp.“

Vreni und ich gehen das Fass ebenfalls ausprobieren. Es ist angenehm. Nachher nehmen wir eine Dusche, bevor wir im Wald bergauf wandern. Es gibt Heidelbeeren zuhauf. Neben Moos wächst auf dem moorigen Bergtaigaboden eine interessante Flechte, die aussieht wie Badeschwämmchen und wegen ihrer Saugfähigkeit von den Einheimischen als Windelersatz für die Babies benutzt wird. Nach dem Spaziergang nehmen wir das Nachtessen mit viel Wodka zu uns, den man in der Bar des Camps flaschenweise verkauft. Es ist Russkij Standart. Später heize ich den Kamin ein, damit wir gemütlich plaudern können, ohne zu frieren.

Tanja singt uns ein Loblied auf den Zeichentrickfilm. Er fördere nachweisbar die Intelligenz der Kinder. Leider gebe es nur wenige wirklich gute Filme, vor allem russischer Provenienz. Die amerikanischen Filme gefallen Maschas Kindern nicht. Vreni und ich werden versuchen, unser Enkelkind ohne Trickfilme intellektuell zu fördern: mit Bilderbüchern und Vorlesen. Filme wird sie bei Mama jede Menge anschauen können.

5. August . Um sechs Uhr früh geht ein Gewitter nieder. Wasser tropft durch die Decke genau auf den Rand meines Bettes. Ich muss es verschieben, um weiter schlafen zu können.

Gegen Mittag, gerade als sich Vreni und Schenja zur Heidelbeerenernte aufmachen wollen, kommt das nächste Gewitter. Wieder tropft es durchs Dach. Ich zeige dem Administrator des Lagers die Stellen, wo das Wasser austritt, damit er sie kennt, wenn einmal ein Dachdecker kommen sollte und es nicht regnet. Am Nachmittag steigen wir wieder ins Fass. Gegen Abend kommen Gäste in die Zimmer im Obergeschoss unserer Häuschen: zwei Georgier mit jungen Mädchen, die sie in Abasa aufgegabelt hatten. Wir bereiten uns auf eine unruhige Nacht vor. Der Administrator erzählt uns, dass die Tour Sajanskoe Kol'co immer beliebter werde. Man fliegt von Moskau, Petersburg oder Tiflis nach Abakan, mietet dort einen Wagen und fährt nach Kyzyl, dann über den Sajan wieder zurück nach Abakan oder umgekehrt, macht also genau die Reise, die wir auch zu absolvieren im Begriff sind. Ein Moskauer Reisebüro betrüge die Touristen, indem es ihnen Luxuszimmer für 6 000 Rubel, also 300 Franken pro Nacht, in seinem Camp anbiete, ohne ihn überhaupt zu avisieren. Wenn die Leute ankommen, gibt es vielleicht nur gerade noch auf dem Zeltplatz oder im Massenlager eine Ecke, wo sie schlafen können. Ihren berechtigten Zorn lassen sie dann an ihm aus.

Manchmal kommen auch betuchte Jäger hierher, die sich mit einem geländegängigen GAZ 66 (einem Wagen, der etwa unserem Unimog vergleichbar ist) oder per Helikopter zum Wild bringen lassen.

Ein Bus hat ein paar Familien mit Kindern ins Camp gebracht, das nun voll belegt ist. Weil die Häuschen weit auseinander liegen, stört man einander nicht. Leid tun mir die Kinder trotzdem, weil der Regen immer hartnäckiger wird. Wir verbringen den letzten Abend wieder vor dem wärmenden Kamin.

Die Nacht ist ruhig verlaufen. Unsere Georgier haben mit ihren Mädchen vor der Banja bis tief in die Nacht gezechet und sie dann früh morgens wieder nach Abasa oder weiss der Kuckuck wohin gefahren. Woher Schenja das alles wusste, ist Vreni und mir schleierhaft. Wir haben aber in seiner und Tanjas Gesellschaft schon mehrmals erlebt, dass sie sich laufend erkundigen, wer woher kommt, was er tut und wann er wohin weiter fährt. Wie sie erfahren, wer ihnen die gewünschten Informationen geben kann, ist uns ein Rätsel. Wahrscheinlich arbeitet da der „sowjetische Instinkt“, wenn nicht sogar ein viel älterer. Man muss wissen, mit wem man im Speisesaal oder sonstwo zusammentrifft. Es könnte ein Spitzel oder jemand sein, der dich auszurauben beabsichtigt.

6. August. Vreni und Tanja statten in aller Frühe dem Fass einen letzten Besuch ab. Nach dem Frühstück laden wir unseren Kleinbus und fahren nach Abakan. Zuerst führt die gute Strasse durch bewaldete Hügel langsam abwärts, dann der Ona entlang. Die Sonne vertreibt den Nebel, so dass wir die Landschaft geniessen können. Vor Abasa sehen wir eine verfallende, verlassene Datschensiedlung. „Was ist denn hier geschehen?“, will ich wissen. „Das wird immer häufiger vorkommen“, erzählt Schenja. „Früher war die Datscha, die sozialistische Variante der Sommerresidenz und der Usad'ba des vorrevolutionären Adels, die Versorgerin mit Früchten, Gemüse und Kartoffeln, in den Städten meistens Mangelware. Heute ist es billiger, diese Produkte in den Supermärkten zu kaufen, als sie auf einer Datscha zu ziehen, die viel Unterhalt verlangt. Früher konnten die Leute ihre Datschen per Schiff, per Bahn oder per Električka fast kostenlos erreichen. Heute ist der Transport teuer. Früher war es möglich, sich im Verlauf der Woche am Arbeitsplatz auszuruhen und sich für die Wochenendarbeit auf der Datscha fit zu machen. Heute verdienen die Leute mehr, wenn sie fleissig arbeiten, so dass sie sich fragen, ob es sich nicht eher lohne, für Geld zu schuften als für Kartoffeln. Dazu kommt, dass die jungen Leute heute Geld haben, um Ferien anderswo zu verbringen, als auf der Datscha. Die Alten aber sind auf die Muskelkraft des Nachwuchses angewiesen. Man kann ohne weiteres annehmen, dass die Datschenkultur des Sowjetmenschen dem Untergang geweiht ist. Dafür wird die Sommerresidenz der Reichen an schön gelegenen Orten, wieder Mode.“

Wir bemerken eine Hinweistafel auf ein Museum und halten an. Etwa fünfzig Meter von der Strasse entfernt befindet sich ein runder Glaspavillon. Er enthält eine Steinstele, eine Izvajanie, etwa drei Meter hoch, ziemlich verwaschen, angeblich eine Frau darstellend. Diese Frau hatte, als ein feindlicher Stamm das Volk ihres Mannes überfiel und alle niederzumetzeln begann, die sich ihm in den Weg stellten, die Göttin Ymaj angefleht, ihrem Volk zu helfen. „Reite aus der Stadt und suche mich auf“, sagte ihr die Göttin im Traum. „Ich werde dir einen Keim geben, aus dem neues Leben, neue Kraft und neue Kinder Chakassiens spriessen werden. Du darfst dich aber auf dem Ritt nicht umdrehen.“ Es erging ihr wie Lots Weib, nur wurde sie zu Stein. Die Stele war zur Zeit der Sowjetunion ins Museum von Abakan verbracht worden, doch regte sich in der lokalen Bevölkerung nicht erlahmender Widerstand, bis sie wieder an den Fundort

zurückgebracht wurde und nun im kleinsten Museum Russlands gezeigt wird. Sie ist umgeben von Opfern, wird also immer noch verehrt.

In Abakan suchen wir den Markt auf, kaufen Lebensmittel und Getränke für ein Picknick. Nachdem ein Gewitter unseren Wagen fast von der Strasse geschwemmt hätte, bricht die Sonne durch die Wolken. Wir finden einen Picknickplatz mit Blick auf einen der vielen Seen, für welche die Gegend berühmt ist. Jeder Liebhaber kann sich einen See mit ihm zusagendem Salzgehalt aussuchen, vom Süßwasser bis zu mehr Salz pro Liter als im toten Meer. Unser Reiseziel ist Žemčužnyj am Širasee, der noch grösser ist als unser Greifensee, dessen Strand und Hinterland aber mit Ausnahme dieses Dorfs noch völlig unverbaut sind. Hier beziehen wir ein Hotel mit sorgfältig gepflegtem Garten, das man bei uns als Viersternhotel klassieren würde. Anscheinend wird es vor allem von Sportlern und Geschäftsleuten mit attraktiven Gespielinnen aufgesucht. Es gibt unter den Gästen aber auch ein paar wohlhabende Familien. Žemčužnyj ist ein traditionsreicher Kurort. Das älteste Kurhotel, ein aus runden Balken gebauter, zweistöckiger Sруб mit grosser Veranda und blau gestrichenem Geländer, steht noch heute. Daneben erheben sich zwei Sanatorien aus der Sowjetzeit. Unser Hotel ist neu und hat einen eigenen Strand. Ein Spaziergang durch den Ort zeigt uns ein Sammelsurium von Zelten, Hütten, Touristenlagern in allen Stadien des Verfalls und Aufbaus, Häuschen, Marktständen mit Souvenirkitsch und Esswaren, Bierzelten, Bars usw. Die Sanatorien und unser Hotel bieten alle möglichen Kuren an, vom „Hightech-Fass“ bis zur Schlammpackung, von Bädern in allen möglichen Salzen bis zu Massagen und Beautykuren. Die Russen und vor allem die Russinnen lieben das Kuren seit jeher. Das Hotel verfügt über ein hübsches Restaurant, eine noch hübschere, gedeckte Gartenwirtschaft mit Blick auf den See und für kühle Tage über ein Hallenschwimmbad. Kreditkarten werden keine angenommen, nicht weil man dazu zu vornehm wäre, sondern weil die erforderliche Telefonleitung zu störungsanfällig ist.

Wer Geld hat, trägt hier seinen Reichtum offen zur Schau, vor allem die Frauen. Auf eine Bemerkung von mir entgegnet Tanja: „Das tut ihr doch auch mit euren protzigen Villen an der Goldküste, den superteuren Autos und Restaurants, wo sich eure Jeunesse dorée produziert. Wir machen das einfach ein wenig lustvoller.“ Sie hat absolut recht, zumindest was Zürich anbelangt. Das Gespräch über die Reichen führt uns zu den Menschen, die nicht auf die Butterseite des Brotes gefallen sind. Tanjas Freundin Tat'jana ist so ein leider nicht untypischer Fall: „Vor einigen Jahren liess sie sich von ihrem Mann scheiden. Er ist gut ausgebildet, findet aber keine Stelle auf Dauer, hat kein Geld, um sich eine Wohnung zu kaufen oder zu mieten. Also sitzt er weiterhin in ihrer winzigen Dreizimmerwohnung, in der eines der Zimmerchen sogar gefangen ist. Auch Tat'janas Mutter lebt hier, denn auf ihren Namen ist die Wohnung registriert, auf sie war sie nach der Wende übertragen worden. Der sechszwanzigjährige Sohn Tat'janas wohnt ebenfalls noch da, weil er zu wenig verdient, um sich eine eigene Wohnung leisten zu können. Mit den Frauen kriegt er die Kurve nicht; lernt er eine kennen, steht er bald wieder vor der Tür, denn Frauen, die eine Wohnung haben, können ihre Männer auslesen. Tat'jana ist eine gebildete und belesene Hochschuldozentin, hält ausgezeichnete Vorlesungen über russische Literatur des 19. Jahrhunderts an der Universität Novosibirsk, ist aber eine naive Romantikerin. Wann immer sie einen Mann kennenlernt und hofft, endlich wegziehen zu können, wird sie betrogen und ausgenommen.“

7. August. Wir unternehmen einen Ausflug in die Steppe zu zwei Seen. Der erste ist salzig und liegt wunderschön eingebettet in einer sanften Hügellandschaft.

Vreni und ich besteigen einen der Hügel, von dem aus wir eine grossartige Weitsicht geniessen. Im anderen, grösseren See mit kristallklarem Süsswasser, das als Trinkwasser in zwei Leitungen nach Žemčužnyj geführt wird, geht sogar Vreni schwimmen. Schenja kocht auf seinem zusammenlegbaren Gasherd Pelmeny.

Das Abendessen nehmen wir auf der Terrasse im Garten ein. Das Fleisch der Šašlyk-Spiesse ist für einmal nicht à la russe steinhart gebraten, sondern saignant und butterzart. Vor uns liegt der See, dahinter dehnen sich die Hügelketten der chakassischen Steppe aus, neben uns plätschert der künstliche Wasserfall im blühenden Garten.

8. August. Der heutige Tag wird anstrengend. Vor uns liegen 800 km Fahrt nach Novosibirsk. Die Fahrt über Šira, Užur, Šarypovo bis Tisul führt durch saftiggrüne, hügelige Steppen, an denen zum Teil Wald empor klettert, eine Art unbebautes Appenzellerland mit vielen Seelein und Seen. Hier ist die Strasse für einmal nicht asphaltiert. Später wird die Landschaft zunehmend flach: Landwirtschaftszonen, Wald und Weiden gehen ineinander über.

Vor Marijnsk ist die Strasse gesperrt, weil ein Sattelschlepper mit einem PW frontal zusammengestossen und von der Strasse geraten ist. Im völlig zerfetzten PW hat niemand den Unfall überlebt. Wir essen in einer Raststätte Boršč und Manty, bis die Strasse wieder frei ist. Bisher haben wir 4 500 km zurückgelegt und keinen Unfall gesehen.

Von Marijnsk an nimmt der Verkehr rasch zu, in Kemerovo ist kaum noch ein Durchkommen wegen des Feierabendverkehrs. Je näher wir Novosibirsk kommen, desto mehr Autos sind auf der Strasse. Auf dem Pannestreifen sitzen viele Pilz- und Beerenhändler. Wir erstehen einen Fünflitereimer Steinpilze für acht und einen Eimer Pfifferlinge für fünf Franken. Auch Himbeeren, Heidelbeeren, Preiselbeeren, Sauerkirschen und neue Kartoffeln werden uns angeboten.

Abends um acht Uhr, nach elf Stunden Fahrt, sind wir wieder zu Hause. Tanja kocht Steinpilze und Kartoffeln. Dazu gibt es Tomaten, Schinken, Wurst, Wodka, Bier und Tee.

Spät nachts schauen wir uns auf dem PC Schenjas Fotos an. Es hat einige wunderschöne Bilder darunter.

Das warme Wasser wurde wegen eines Rohrbruchs abgestellt. Jedes Jahr vor Beginn der Heizperiode werden die Warmwasserleitungen unter höheren Druck gesetzt, damit sich Schwachstellen durch Rohrbrüche bemerkbar machen und repariert werden können. Zum Duschen behelfen wir uns mit dem Wasserkocher.

9. August. Wir sind von der langen Reise über 4 900 km ziemlich erschöpft und froh, die letzten Novosibirsker Tage ohne grosses Programm verbringen zu können. Schenja führt uns in zwei Supermärkte. Einer davon ist etwa vom Niveau des Letzipark, der andere etwas gehobener. Beide sind sie wesentlich grösser. Man findet hier alles, was das Herz des Wohlstandsbürgers begehrt. Die Lebensmittelabteilungen haben ein wesentlich breiteres Angebot als bei uns, wobei die des Univermag durchaus mit unserem Globus konkurrenzieren kann. Sogar frische Austern und Turbots sind zu haben. Beide Geschäfte sind voller Kunden, die grossen Parkplätze besetzt. Und die Leute kaufen. Ohne einen kaufkräftigen Mittelstand wären diese Verkaufsflächen nicht zu finanzieren. Das Univermag leistet sich eine grosse Wein- und Schnapsabteilung. Gehobene Wodkas sind fast so teuer wie in der Schweiz, während die bekannteren Weine Italiens, Frankreichs, Spaniens, Kaliforniens und Australiens zwei- bis dreimal teurer angeschrieben sind als bei uns. Das entspricht unseren Erfahrungen mit

den Weinkarten in Restaurants. Es gibt aus den bekannten Lagen der erwähnten Länder viele Flaschen mit Phantasienamen, die mir eher verdächtig vorkommen. Die Preise liegen auch für sie über 20 Franken die Flasche. Georgische und moldavische Weine fehlen aus bekannten Gründen in der Auslage. Ich vermisse sie nicht. Jahrelang hatte ich regelmässig solche Weine gekauft und mit Schenja verkostet, war aber mit zwei Ausnahmen immer enttäuscht gewesen. Die eine Ausnahme gab es nach kurzer Zeit nicht mehr, die andere änderte unter dem gleichen Etikett den Inhalt so, dass man ihn nicht mehr trinken mochte. Heute kaufe ich aus Neugier eine Flasche „russischen“ Champagners. Er stammt allerdings von der Krim, wie das Kleingedruckte auf der Rückseite der Flasche mitteilt. Der Preis ist mit 32 Franken hoch, doch kostet die billigste Flasche Moët et Chandon schon das Doppelte.

Viele Jahre lang hatten wir Souvenirs im Aziackij Vernisaž gekauft. Auch dies Mal gehen wir wieder hin, um für Selina eine einfache Matrjoška zum Spielen zu kaufen. Die Preise sind exorbitant geworden, so dass wir auf den Kauf verzichten. Im Ortsmuseum findet gerade eine Spielzeugausstellung statt. Tanja sagte uns, dass es dort einen kleinen Souvenirstand gibt. Wir gehen hin und finden die gleiche Matrjoška für einen Viertel des Preises, dazu für Lilian eine Vanka Vstanka (ein weibliches Stehaufmännchen) und einen hübschen handgemachten Hampelmann aus Holz für Marlieses Enkel.

Die Preise in Novosibirsk haben sich seit unserem letzten Besuch mindestens verdoppelt. In der NZZ schätzt man die Inflation in Russland mit 8,8 % eher zurückhaltend ein. Schenja meint, es seien mindestens 10 %. Dennoch gibt es Läden aller Preiskategorien zuhauf und in allen sieht man Kunden.

Wir suchen ein Charcuteriegeschäft auf, das uns Schenja empfohlen hat. Der Inhaber produziert alles, was er verkauft, in seiner eigenen Metzgerei und Wurstfabrik. Der Laden ist voller Leute, obwohl die Preise weit über dem Durchschnitt liegen. Wir kaufen Beinschinken und eine Wurst. Beide Produkte erweisen sich als hervorragend. Auch der „russische“ Champagner ist gut. Nach dem ausgedehnten Abendessen bringen wir meine Fotos auf Schenjas PC, was mit seinem Chiplaser problemlos vor sich geht. Nun können wir auch meine Sicht der erlebten Dinge anschauen. Ich habe das Gefühl, Schenjas Panasonic mit ihrem 35-400 mm-Zoom zeichne etwas weniger scharf als meine Sony Cybershot, die zudem ein weniger weit reichendes Zoom hat (28-120 mm). Gross ist der Unterschied allerdings nicht.

10. August. Wir besichtigen Mitjas 120 m<sup>2</sup> - Wohnung mitten in der Stadt im 6. Stock eines neuen Hauses. Sie hat ein geräumiges Kinderzimmer auf die ruhige Hofseite, ein kleines Schlafzimmer und einen Raum, der die offene Küche, das Ess- und das Wohnzimmer aufnehmen wird. Es gibt ein grosses Bad/WC/Pissoir/Bidet, ein separates WC, einen Garderoberraum und ein Karbäuschen mit Lüftung für die Waschmaschine und den Tumbler. Erst das Bad, die Isolierverglasung, die sanitären und elektrischen Installationen sowie die Parkettböden sind fertig gestellt. Das Bad ist gleich wie das von Mascha, die Küche wird wohl auch so aussehen, denn sie wird ebenfalls aus Schenjas Werkstätten kommen. Gekostet hatte die Wohnung vor anderthalb Jahren 100 000 US-\$. Heute ist sie schon fast das Doppelte wert. Wahrscheinlich werden Schenja und Tanja hier einziehen und ihre Wohnung am andern Ufer vermieten, denn Mitja dürfte allem Anschein nach noch längere Zeit in Krasnojarsk bleiben. Tanja freut sich auf den Umzug, weil ihr Institut, alle Theater, die Oper und die Philharmonie in der Nähe liegen und sie nicht mehr jeden Tag auf einer der beiden Brücken im Stau stehen muss, um an den Arbeitsplatz zu gelangen.

Schenjas Geschäft hingegen befindet sich jenseits des Ob', was ihm Sorgen bereitet.

In einem japanischen Restaurant essen wir Nudelsuppe und gute, frische Sushi. Das kostet für vier Personen samt Bier und Mineralwasser 100 Franken.

Tanja gibt eine Anekdote zum Besten, die ihre Schwester in Moskau erzählte. Ein Beamter bestellte in einer Druckerei 500 000 Exemplare eines Formulars zu 6 Rb das Stück. Seinem Amt verrechnete er pro Formular 60 Rb. Einen Teil des Gewinns musste er dem Hersteller für die gefälschte Rechnung bezahlen, einen Teil wohl noch dem Inspektor der Finanzkontrolle. Da blieb genug übrig für ein schönes Ferienhaus. Auf diese Weise versickert in Russland enorm viel Geld in privaten Taschen. Ich versuche Tanja zu trösten: Haben wir nicht sogar in der über alle Zweifel erhabenen Schweiz Beispiele von Naturkatastrophen gehabt, wo die Hilfsgelder einfach nicht zu den ihrer Bedürftigen gelangen wollten? Und kennen wir nicht die völlig überhöhten Preise der Bauwirtschaft, wenn sie für die öffentliche Hand arbeitet?

Der Präsident versucht, die Russen zur Produktion von mehr Kindern zu animieren. Überall im Land hängen Plakate, die mitteilen, dass es nur 6,6 % der russischen Familien gelingt, mehr als drei Kinder zu haben. Zur Motivation der Mütter erliess er ein Gesetz, kraft dessen nun jede bei der Geburt eines Kindes 280 000 Rb (14 000 Fr.) erhält, zweckbestimmt für Ausgaben zu Gunsten des Kindes (Kinderwagen, Kleider, Krippe etc.). Zudem erhält sie einen Gutschein für die kostenlose Entbindung in einer Klinik und bei einer Gynäkologin ihrer Wahl. Früher wurden Klinik und Ärztin zugeteilt. Auch für Gratsbesuche bei der Kinderärztin nach ihrer Wahl während eines Jahres erhält sie Gutscheine. Mit den letzten beiden Regelungen hat sich die medizinische Versorgung angehender und junger Mütter schlagartig verbessert, weil die Ärztinnen und Ärzte, die sich Mühe geben, plötzlich mehr verdienen. Wie bis anhin haben die Mütter drei Jahre Schwangerschafts- und Erziehungsurlaub, wovon ein Teil bezahlt ist. Während dieser drei Jahre ist ihnen ihr Arbeitsplatz sicher. Die Arbeitgeber versuchten selbstverständlich, keine schwangerschaftsverdächtigen Frauen mehr einzustellen, worauf der Präsident ein Gesetz erliess, das ihnen bei hohen Strafen verbietet, qualifizierte junge Frauen ohne nachvollziehbare Gründe abzuwimmeln. Klagt eine solche Frau, wird der Fall als Offizialdelikt von Amtes wegen untersucht.

Am Abend zeige ich Schenja ein paar Photoshop-Tricks. Er hat eine tadellos funktionierende Kopie von Photoshop 8 für ein paar hundert Rubel gekauft.

11. August. Schenja führt uns auf meinen Wunsch in weitere Einkaufszentren, weil wir eine aufblasbare Matratze für unser neues Gästezimmer suchen. Die Matratzen finden wir in verschiedener Grösse und mit verschiedener Ausstattung, doch sind sie nicht wesentlich billiger als in der Schweiz. Ich äussere das Gefühl, die Russen seien von einer unglaublichen Kaufwut besessen. Schenja lacht: „ Die fahren doch auf ihre Datschen oder haben Gäste zu Hause. Es ist ja Samstag. Allerdings merkt man schon, dass breite Schichten zu Geld kommen. Auch mein Geschäft läuft immer besser. Allerdings sehe ich schwarz für die Zukunft, denn, wie du siehst, haben alle Einkaufszentren auch Möbelabteilungen. Das ist eine ernsthafte Konkurrenz für mich. Ich weiss nicht, wie lange ich noch mit dem Versprechen werben kann, man solle bei mir hereinschauen und nachher, wenn man ein gleich gutes Produkt irgendwo billiger angeboten erhalten habe, zurückkommen, um es zu jenem Preis bei mir zu kaufen. Irgendwann geht mir die Luft aus.“ „Und wie ist es mit Ikea?“, will ich wissen. „Die bauen zur Zeit ein gigantisches Zentrum in unserer Stadt, aber ihre Produkte sprechen in erster Linie junge Käufer an, während bei mir Leute ab 40 kaufen.“

Wir gehen in Maschas Wohnung Blumen giessen, denn Andrej ist mit ihr und den Kindern vor zwei Tagen für eine Woche nach Žemčyžnyj in die Ferien gereist. Nachher essen wir in einem italienischen Restaurant Pilzsuppe und trinken ein Bier.

Wieder zu Hause packen wir die Koffer. Sie sind um einiges leichter als auf der Hinreise, denn wir hatten einige Geschenke mitgebracht, darunter ein grosses Râclette-Rechaud mit Steinplatte für Mascha und Andrej. Das ist in den Einkaufszentren von Novosibirsk noch nicht zu finden – im Gegensatz zu Fondue-Rechauds.

Zum Abschiedessen haben wir uns Bliny gewünscht. Einer der Toasts, die Schenja ausbringt, lautet: „Mögen die Preise unseren Einkommen nicht davonlaufen.“ Er ist auch für uns aktuell.

12. August. Vreni ist es übel. Sie hat sich an den fetten Bliny mit Quark und Smetana überessen. Um 13 Uhr fahren uns Tanja und Schenja zum Flughafen. Hier werden die Business-Passagiere sofort in den uns bereits bekannten Salon geführt, wo man uns die Koffer abnimmt und die Passkontrolle besorgt. Nur durch die Schleuse müssen wir uns und das Gepäck selber bringen.

Für den Rückflug haben wir einen neuen A 310 mit wesentlich mehr Beinfreiheit als auf der Hinfahrt.

Vreni und ich haben einander mehrmals gesagt, diese Reise sei wohl unsere letzte nach Sibirien. Beim Aufsteigen der Maschine blicken wir auf die Stadt hinunter. „Es sollte doch nicht das letzte Mal sein!“, sage ich zu Vreni. Sie nickt. Auf die Sekunde genau nach Fahrplan landen wir in Frankfurt, wo wir etwas essen und uns dann in den ICE nach Zürich setzen. Glücklicher Weise haben die schlecht bezahlten deutschen Lokomotivführer noch nicht mit ihrem Streik begonnen.

Ein nächstes Mal, so es denn die Gesundheit aller vier Beteiligten erlaubt, würden wir unseren Freunden vorschlagen, sie in Abakan zu treffen und dann gleich mit ihnen für zwei Wochen in die Tuwinische Republik zu fahren. Dieses Land hat es uns angetan.

Zürich, Ende August 2007